

<36635970610016

Unter dem Krummstabe.

Historischer Roman

von

Bernd von Guseck.



Dritter Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1865.



Druck von August Grimpe in Hannover.

Erstes Kapitel.

Der Scharfrichter von Montabaur.

Es war ein heller Nachmittag im October, als die Gräfin von Hillesheim mit ihrer Nichte den Ausflug nach Montabaur unternahm. Da er für einen Tag, wenn das Schloß und die Kirche mit Allem, was sonst interessant war, besichtigt werden sollte, zu angreifend schien, so hatte die Gräfin beschlossen, bei der ihr befreundeten Familie des Amtmanns zu Montabaur zu übernachten. Diese Amtleute waren sämmtlich aus dem Adel. Als der Erzbischof Balduin zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts das Erzstift für die weltliche Regierung in Aemter — nach der damaligen Schriftsprache Satrapien genannt — eingetheilt hatte, war die Verwaltung derselben den angesehensten Vasallen innerhalb der einzelnen Bezirke übertragen worden. Die Lehnssitze derselben mit ihren Burgen, deren Vertheidigung

zum Schutz des Landes ihnen oblag, waren dadurch die Hauptorte der Aemter, welche nach ihnen genannt wurden. Von denen des niederen Erzstifts konnte nächst Ehrenbreitstein (Coblenz gehörte zu keinem Amte) Montabaur als das wichtigste angesehen werden; es gehörten drei und neunzig Ortschaften dazu und wurde daselbst Bergbau auf Silber betrieben.

Die Sonne schien hell und verklärte die Herbstlandschaft in ihrem bunten Laubschmuck mit einem heitern Schimmer, auf den Fluren wehten die weißen Fäden, welche noch dauernd schönes Wetter versprachen, die Luft war frisch, aber wohlthuend, so recht geeignet, zu stärken und freudig zu stimmen. Madlone blickte auch wieder mit klaren Augen in die Welt und das Leben, aber die frühere Munterkeit fehlte ihr doch immer noch, und die Tante war höchst unzufrieden mit ihrem Hausmedicus, daß er nicht einmal den Namen dieser heimtückischen Krankheit anzugeben wußte, welche das arme Kind so lange in sich getragen, bis sie plötzlich hervorgetreten und ebenso schnell äußerlich wieder verschwunden war, ohne recht zum Ausbruch und einem richtigen Verlauf gekommen zu sein. Es war daher sehr zu fürchten, daß sie, noch nicht ganz überwunden, nur schlummere, um bei einem späteren Anlaß aufs Neue und dann gefährlicher auszubrechen. Manche Aeußerung,

welche an Madlone nach ihrem ganzen Wesen befremden mußte, bestätigte die Gräfin in dieser Besorgniß, und die unbegreifliche Zuversicht der Mutter, welche durchaus nichts Verfängliches bemerken wollte, konnte sie darüber nicht beruhigen. Madlone hatte heute, als die Tante über die zu ihrer Freude aufgegebene Klosteridee sprach, sogar gesagt, daß es doch vielleicht recht gut gewesen wäre, wenn sie den Wunsch ihrer Mutter erfüllt hätte. Die Tante hatte das zuerst nur für eine Aeußerung ihres kindlichen Gefühls, die zu ehren sei, gehalten, als sie sich aber zu ihr gewandt, um ihr darüber ein liebreiches Wort zu sagen, war sie erschrocken, wie freudlos in diesem Moment Madlone zur Ferne hinausgeschaut. Sie dachte sich wohl eben recht lebhaft in die düsteren Mauern, welche sie hatten auf ewig von der lichten schönen Welt abschließen sollen. Es war auch nur ein Moment, denn als sie die Stimme der Tante hörte, faßte sie sich gleich und lächelte auch schon wieder. Dies Lächeln freilich, wenn es ein seelenkundiges Auge gesehen, wenn statt der unbefangenen Hillesheim Antoinette Kellberg neben dem Mädchen gesessen hätte, würde anders als jetzt beurtheilt worden sein. Der Tante war es ein tröstliches Zeichen und sie freute sich, daß Madlonens Stimmung dann auf der ganzen Fahrt sehr gut war. Sie nahm an Allem Theil, was sie vom Wagen aus

in der Ferne bemerkte und machte die Tante auf jede neue Erscheinung aufmerksam.

„Sehen Sie den großen, schönen Mann!“ sagte sie, als sie Montabaur schon ganz nahe gekommen waren.

„Schaust Du nach schönen Männern aus?“ rief die Gräfin ganz glücklich. „Wo denn?“

Sie konnte von ihrem Sitze den Mann nicht eher sehen, bis er auf dem Pfade neben dem Fahrwege dicht an dem langsam sich bewegenden Wagen vorüberschritt und die Damen ehrfurchtsvoll grüßte.

„Hast Recht, Kind!“ sagte die Tante. „Das war wirklich ein schöner Mann — nicht mehr jung, aber so stattlich, daß er im gestickten Rock, mit dem Chapeau-bas unterm Arm, keine üble Figur in jeder Gesellschaft spielen würde. Er schien aber nur ein armer Bürger aus Montabaur zu sein. — Weißt Du, an wen er mich erinnert? Nicht im Gesicht, aber in der großen, schönen Gestalt?“ — Madlone wußte es nicht, lehnte auch die Aufforderung, sich einmal zu besinnen, ab.

„Nun, das muß ich sagen!“ rief die Gräfin. „Du hast Deinen Tänzer von Sayn schnell vergessen!“

Madlonens erregbares Blut wallte schnell in ihre Wangen empor. „Tante!“ sagte sie unwillig und vorwurfsvoll.

„Findest Du die Aehnlichkeit jetzt nicht?“ fragte

diese. „Ich meine nur in der Figur, in der Haltung und im Gange! Ja, liebes Kind, das Kleid macht den Mann! Ich habe im Sommer auf der Schloßwache der Philippsburg unterm Ehrenbreitstein einen gemeinen Soldaten gesehen, der mit Tressenhut und Esponton den schönsten Officier abgegeben hätte. Natürlich, vom Gesicht unseres armen Bürgers rede ich nicht, er mag wohl zwanzig Jahre älter als der junge Kellberg sein, aber die Figur hat mich an ihn erinnert. Wie wird sich nur die Geschichte mit seiner Braut aufklären? Meine liebe Antoinette will doch so gar nichts davon wissen oder reden!“

Auch Madlone schien über diesen Gegenstand, den ihre Mutter nach den ausgesprochenen Zweifeln des Fräuleins von Kellberg eigenthümlich beurtheilte, nicht weiter reden zu wollen — sie blickte vielmehr in die Gegend hinaus, welche von der niedergehenden Sonne prachtvoll beleuchtet war, und die Gräfin wurde davon auch bald angezogen. Der morgende Tag, an welchem sie auch eine Partie in die Berge zu machen hofften, versprach ein sehr genußreicher zu werden. So fuhren sie nun rascher dem Schlosse von Montabaur zu, in welchem der Amtmann, obwohl es kurfürstlich war, seine Wohnung hatte.

Der große, schöne Mann, welcher die Aufmerksamkeit

der Damen erregt hatte, setzte unterdessen seinen einsamen Abendspaziergang auf der Straße fort. Daß er keinem Geschäfte, keinem bestimmten Ziele nachging, zeigte sein langsamer Schritt, der mehr und mehr zum bequemen Schlendern wurde. Er hatte wohl seine Tagesarbeit gethan, etwas früher Feierabend gemacht und genoß jetzt noch die frische Luft im Freien, die ihm vielleicht in seiner dumpfigen Werkstätte fehlte. Indessen, wer sich den Mann recht ansah, der konnte ihn nicht für einen Menschen von sitzender Arbeit halten, eher für einen Schmied oder Schlosser, aber dazu war er nicht schwarz genug, vielleicht also ein Fleischhacker. Diese Annahme, wenngleich in einem schauerlichen Sinne, wäre die richtige gewesen!

Er hatte sich in seinem ruhigen Fortschlendern eine ziemliche Strecke von der Stadt entfernt und setzte sich nun gemächlich am Rande eines Gehölzes nieder, wo er mit forschenden Blicken auf die Straße hinaussah. Ein kleiner Bube war gestern in seiner Abwesenheit nach seinem Hause gekommen und hatte seiner Frau einen Zettel übergeben, auf welchen er zum Abend vor Sonnenuntergang hieher bestellt wurde: er solle einen Auftrag bekommen. Die Frau hatte den Jungen gekannt, es war ein Hirtenknabe aus der Vorstadt gewesen, dem ein Fremder den Zettel zur Bestellung an

Meister Fritz gegeben hatte. Warum der fremde Mann seinen Auftrag, der weiter nichts sein konnte, als wie es oft vorkam, etwa ein krankes Pferd todtzustechen oder ein gefallenes abholen zu lassen, nicht gleich geschrieben hatte, war seltsam, indessen sind die Leute manchmal wunderlich und wollen nicht merken lassen, was ihnen geschieht; Meister Fritz wenigstens machte sich keine Gedanken darüber, wie er sich überhaupt keine Gedanken über sein trauriges Handwerk und dessen ganze Stellung in der menschlichen Gesellschaft machte. Es war nun einmal nicht anders.

Die Sonne ging unter; vom Franziskanerkloster erklang die Abendglocke, der die andern in der Stadt folgten. Der Mann am Rande des Gehölzes stand auf und entblößte sein Haupt zum Gebet. Kaum hatte er aber dasselbe vollendet und seine Mütze wieder aufgesetzt, als er hinterrücks gepackt und seine beiden Arme von starken Fäusten festgehalten wurden. Er sah sich plötzlich von sechs Männern überfallen, welche hinter ihm aus dem Gehölz gekommen waren, wo sie im Versteck gelegen haben möchten; alle hatten geschwärzte Gesichter. Da er ein furchtloser und starker Mann war setzte er sich heftig zur Wehre und suchte sich unter Zornworten loszuringen, sie hatten ihn aber zu fest gepackt und selbst sein Ausruf, ob sie denn beim Scharf-

richter Geld suchten, fruchtete nichts: sie lachten. „Was machst Du für Streiche, Fritz!“ rief Einer, dessen Stimme er jedoch gar nicht kannte. „Gieb Dich zufrieden, geschehen soll Dir nichts, wohl aber kannst Du hier ein gutes Trinkgeld verdienen, wenn Du thun willst, was wir Dich heißen. Laß Dir die Augen verbinden.“ Ein Anderer war auch schon mit einer dicken Binde zur Hand und schlang sie dem Meister, der gewaltsam festgehalten wurde, um den Kopf. Er fügte sich denn und das versprochene Trinkgeld mochte auch dazu beitragen, daß er sich nicht weiter sperrte. Was konnten sie denn Gefährliches mit ihm vorhaben? Es dauerte eine kleine Weile, dann hörte er Pferdegetrappel und das Rollen eines langsam aus dem Walde kommenden Wagens, der an ihm vorbeifuhr und dann umkehrte, er hörte den Schlag desselben öffnen und wurde gleich darauf von den Männern, die ihn überfallen hatten, wieder gefaßt und in den Wagen gehoben. Zugesperrt die Thür und fort: nun im Trabe! Zwei oder Drei hatten sich zu ihm gesetzt, die Andern mochten hinten und vorn aufgestiegen sein.

Jetzt fragte er wiederholt, wohin es denn ginge und was sie eigentlich von ihm wollten; er wurde aber streng zur Ruhe verwiesen, es werde ihm nichts geschehen, er solle schweigen und Alles nur abwarten. Er

schwieg denn auch, aber die Sache fing ihm doch an, bedenklich zu werden. Ein richtiges und ehrliches Geschäft war es nicht, das man mit ihm vor hatte, wozu hätten sich die Menschen denn die Gesichter mit Ruß gefärbt? Er hatte sie alle sechs genau angesehen — wenn er einen davon schon früher gekannt hätte, würde dem auch der Ruß nichts geholfen haben; aber er sollte sie wohl auch später, wenn er einem oder dem andern weißgewaschen einmal wieder begegnete, nicht erkennen, deshalb hatten sie sich geschwärzt. Und nun hatten sie ihn in eine verschlossene Kutsche gesteckt und fuhren mit ihm wer weiß wohin; sie hatten ihm die Augen verbunden, damit er sich den Weg nicht merken sollte, da er in der Gegend ziemlich weit Bescheid wußte. Das waren alles faule Fische. Ihm wurde sehr unruhig zu Muth, auch mußte er viel an Frau und Kinder denken, die sich zu Hause um sein Ausbleiben ängstigen mochten. Gerade diese Ausgestoßenen, welchen Niemand eine Freundlichkeit erwies, hingen deshalb vielleicht mit größerer Liebe in ihren Familien an einander, und es war seltsam, daß sie meist schöne Leute waren, Männer wie Frauen, als habe die Natur dadurch gegen die grausame und rechtlose Willkür, welche sie zu Verworfenen gestempelt, mit ihren edelsten Formen protestiren wollen.

Es war eine lange Fahrt, die ganze Nacht hindurch. Einige Male wurde angehalten, Meister Fritz hörte draußen murmelnde Stimmen, es wurden frische Pferde vorgespannt, welche offenbar schon bereit gestanden hatten. Was waren das Alles für Anstalten? Er hätte sich gern in der Dunkelheit verstohlen die Binde abgestreift, um bei der Nachthelle, so schwach sie auch sein mochte, durch die Fensterscheiben, deren Klirren er während der Fahrt gehört, zu blicken, aber bei der geringsten Bewegung, die er machte, wurde er bedroht, man werde ihm die Hände binden, wenn er nicht still sitze. Er versuchte endlich, sich aller Sorgen zu entschlagen, und einzuschlafen — aber wie hätte eine Minute Schlafs über ihn kommen können, so phlegmatisch er auch sonst von Temperament war! Auch seine Wächter schliefen nicht. Wie lange die Fahrt dauerte, konnte er nicht wissen, gewiß nicht so lange, als es ihm vorkam.

Endlich wurde Halt gemacht. Das erste Zeichen, das er von Außen hörte, war der Schrei eines Vogels, langgezogen, oft wiederholt. Es mußte schon Morgen sein. Die Wagenthür wurde geöffnet, man hob ihn heraus, die Männer, welche auf dem Bocke oder dem Tritt des Wagens gesessen hatten, nahmen ihn in Empfang, ihre Spießgesellen, die bei ihm geblieben waren, folgten. Auf einmal nahm man ihm die Binde ab und das

plötzliche Licht, das seine Augen traf, blendete ihn, daß er sie einen Moment wieder schließen mußte.

„Sei guten Muths!" sagte dieselbe Stimme, welche zuerst zu ihm gesprochen hatte. „Wir sind an Ort und Stelle. Du sollst nun gleich erfahren, was Du zu thun hast."

Als er sich umsah, befand er sich auf einem freien Platze im Walde; die Sonne schien funkelnd durch das herbstlich gefärbte Laub der Eichen und Buchen, und ihre Strahlen ließen den grünen Rasen der Waldwiese im smaragdenen Schimmer leuchten. Es war eine wunderbar schöne Stätte, deren Reiz auf ein empfängliches Gemüth in der Einsamkeit einen tiefen poetischen Eindruck gemacht haben würde. Der Vogel, dessen Schrei Meister Fritz vorher gehört hatte, ließ denselben fort und fort, bald fern, bald nah erklingen und andere antworteten ihm aus der Tiefe des Waldes. Die Männer jedoch, welche sich mit ihrem Gefangenen, den sie von der Landstraße entführt, zu einem geheimnißvollen Vorhaben hier eingefunden hatten, kümmerten sich wenig um die romantische Waldeinsamkeit, sondern waren beschäftigt, auf dem Rasen Vorbereitungen zu einem Gelage zu treffen. Sie holten ein paar Körbe von dem Wagen, der in einiger Entfernung unter den Bäumen hielt, wo ein grüner Schleifweg durch den

Wald zu führen schien. Aus dem einen Korbe sah Meister Fritz die Hälse von Flaschen ragen, der andere war mit Braten, Schinken, Brod und andern Eßwaaren reichlich gefüllt, welche die Männer auf eine saubere Decke, die sie auf den Rasen gelegt, nach und nach auspackten. Das sah ganz lockend und appetitlich aus und wenn sie ihn blos dazu fortgeschleppt hatten, um im grünen Walde mit ihnen zu schmausen und zu zechen, so konnte sich der Entführte das schon gefallen lassen. Aber der hinkende Bote, dachte er mit Recht, sollte wohl noch nachkommen. Als das Frühstück wie vom besten Tafeldecker aufgesetzt war und mehr als ein halbes Dutzend dicker Weinflaschen aufmarschirt standen, lagerten sich die Gesellen mit ihren schwarzen Gesichtern im Kreise und der Eine, der immer den Sprecher machte, lud den Meister ein, sich zu ihnen zu setzen und tapfer zuzulangen. Meister Fritz ließ sich dazu nicht lange nöthigen und sprach auch dem Weine, der ihm reichlich eingeschenkt wurde, stark zu, so daß ihm immer leichter zu Muthe wurde. Das Einzige, was er sich noch über seine Entführung denken konnte, war, daß es verkappte Werber seien, die ihn, als einen großen, tüchtigen Mann, aufgegabelt hatten und nun beschwatzen wollten, freiwillig Dienste zu nehmen, damit sie sich vor ihren Vorgesetzten rechtfertigen konnten. Er war zwar schon ein alter

Knabe, hatte Weib und Kind und trieb ein unehrliches Handwerk, das ihm wie ein nicht loszuwerdender Fluch vererbt worden war; aber im Kriege nimmt man's nicht so genau, hinterm Kalbfell liefen noch viel ältere, eisgraue Burschen, denn die Dienstzeit war lebenslang, wenigstens so lange die Knochen hielten und weß Zeichens ihr Rekrut von etlichen vierzig Jahren war, brauchten die Werber ja nicht zu melden. Hatte er Recht, so tröstete sich der Meister gerade mit seinem Handwerk, denn er durfte das nachher nur angeben, so würde man ihn schon laufen lassen.

Als nun die Flaschen beinahe leer waren und er wohlgemuth im Kreise saß, auch zu den schlechten Späßen der Andern sein Wörtchen gab, sagte der Sprecher endlich: „Fritz, nun will ich Dir sagen, warum wir Dich hergeschleppt haben. Wir brauchen Dich und Deine Kunst. Ein vornehmer Verbrecher, den öffentlich zu strafen sich nicht schicken würde, soll hier seinen wohlverdienten Lohn empfangen: Du sollst ihn um einen Kopf kürzer machen."

Der Scharfrichter sah ihn betroffen an. „Was? Hier, ohne Urtel und Recht?"

„Das ist Alles geschehen! Du brauchst Dir kein Gewissen daraus zu machen!"

„Nix da!" sagte Meister Fritz. „Meint Ihr, ich

wäre so Einer, der mir nichts Dir nichts seinen Nächsten umbringt? Da seid Ihr schwer im Irrthum. Ich kenne meine Gerechtigkeit und weiß, was ich thun darf und was ich lassen muß. Mit solchen Dingen müßt Ihr mich verschonen."

„Narr!" rief der Sprecher, „Du hörst ja, daß es ein Uebelthäter ist, der Kopf und Hals verwirkt hat!"

„Geht mich nichts an!" erwiederte der Scharfrichter. „Ihr seid meine Obrigkeit nicht, meine Obrigkeit muß mich bestellen. Ihr treibt aber wohl nur Euern Spaß mit mir."

„Komm her, trink noch eins!" sagte der Schwarze, schenkte ihm aus einem Kruge, der noch unberührt zur Seite gestanden, ein volles Glas ein, das der Meister, der jetzt wirklich die Zumuthung für einen schlechten Spaß hielt, mit einem Zuge austrank. Es schmeckte herrlich, ging ihm aber wie ein höllisches Feuer durch alle Glieder.

„Jetzt sei vernünftig, Fritz!" begann der Sprecher wieder. „Höre doch nur! Ich sage Dir, es ist ein Galgenstrick, zum Galgen reif, aber für den Galgen zu vornehm — und darum sollst Du an ihm thun, was Deines Amtes ist!"

„Befiehlt das Seine Durchlaucht, mein allergnädigster Herr, der Kurfürst?" fragte der Scharfrichter.

„Eine Durchlaucht ist es und ein allergnädigster Herr auch, wenn auch nicht Deiner!“ erwiederte der Versucher. „Sperre Dich also nicht lange, es wird Dein Schade nicht sein.“

„Ich hab' kein Schwert“, sagte Meister Fritz.

„Dafür ist gesorgt!“ entgegnete der Andere und winkte einem seiner Gesellen. Der ging zum Wagen und kam mit einem Strohbündel zurück, daß er seinem Anführer überreichte. Dieser wickelte das Stroh auseinander und brachte ein Schwert in prächtiger Scheide zum Vorschein. „Hier, Fritz!“ sagte er. „Schau Dir's an, ob es zum Werke taugt.“

Der Scharfrichter, von jener dämonischen Lust ergriffen, die das schreckliche Richtzeug immer auf seinesgleichen üben soll, nahm das Schwert und zog es, ohne recht zu wissen, was er that, aus der Scheide. Sein Gesicht glühte, seine Augen funkelten: es konnte aber auch von dem vielen Wein, den er getrunken hatte, besonders von dem letzten Feuergetränk sein. Das Schwert war spiegelblank, federleicht in der Hand und haarscharf geschliffen, er meinte damit ein Federlein, das in der Luft flöge, spalten zu können — seine Finger spielten krampfhaft auf der Schneide, er konnte sich gar nicht satt an dem Schwerte sehen, so etwas Prächtiges war ihm noch nie vor Augen gekommen.

Der fremde Mann bemerkte nur zu gut, daß er jetzt gewonnenes Spiel hatte, er warf auch gleich seine letzten Trümpfe aus. „Sieh!" sprach er, „das soll Dein sein und zehn neue Conventionsthaler mit der Mutter Gottes und dem halben Monde dazu! Ich meine, Du wirst gescheut sein, oder soll ich Dir Verstand machen?"

Der Scharfrichter sah plötzlich in die schwarze Mündung eines Pistols, das der Fremde hervor geholt hatte, er fühlte das kalte Eisen des Rohrs, das ihm vor die Stirn gesetzt wurde. „Ja oder nein will ich hören!" rief der Mann mit drohender Stimme. „Kein längeres Spiel mehr!"

In diesem Augenblicke ließ sich ganz nahe im Walde ein Peitschenknall hören. „Da sind sie endlich!" sagte der Schwarze, welcher den Scharfrichter bedroht hatte und zog seine Feuerwaffe zurück.

Unter den Bäumen kam ein geschlossener Wagen daher; auf dem Bocke neben dem Kutscher saß noch ein Mann, der den Hut tief in das Gesicht gedrückt und den Kragen seines Mantels über Kinn und Ohren gezogen hatte. Als der Wagen neben dem andern, in welchem Meister Fritz hergebracht worden war, anhielt, sprang der Mann vom Bock und ein Paar von den geschwärzten Gesellen liefen hinzu; ihr Anführer blieb

aber bei dem Scharfrichter stehen, der mit klopfendem Herzen erwartete, was sich nun begeben werde.

Am Tritt des neuangekommenen Wagens war ein Hauklotz angebunden, den lösten sie aus dem Stricke und trugen ihn mitten auf den freien Rasenplatz, wo sie ihn aufstellten und mit einem schwarzen Tuche bedeckten. Sollte die schöne friedliche Waldwiese zur Richtstätte, der grüne Sammet des Rasens mit Blut befleckt werden? Der Mann im Mantel zog jetzt einen Schlüssel hervor und schloß die Wagenthür auf, es mußte ein schwerer Verbrecher sein, für welchen man eigens solche niegesehene Anstalten getroffen hatte! Da stieg er schon aus, er bückte sich, als er aus dem Schlage stieg, wie er aber auf seinen Füßen stand, richtete er sich stracks in seiner vollen Länge auf, ein sehr großer und stattlicher Mann. Er warf einen raschen Blick ringsumher, sah verächtlich auf die rußgefärbten Gesichter, die ihn umstanden und zuckte nicht, als sein Auge den schwarzverhüllten Klotz mitten auf der Wiese bemerkte, über dessen Bestimmung er nicht zweifelhaft sein konnte. Sie wollten Hand an ihn legen — er trat aber einen Schritt zurück und wies sie mit drohender Gebehrde von sich.

„Wenn es sein muß, werde ich mich nicht sperren!“ sagte er mit fester Stimme. „Ich bin Soldat und fürchte den Tod nicht.“

Daß er Soldat war, bewies sein ganzes Wesen, der kräftige Gang, mit welchem er zum Blocke schritt, der stolze Ausdruck seines Gesichts und der lange, schwarze Schnurrbart — er mußte ein Ausländer sein, denn im deutschen Militair, so viel auch Meister Fritz davon gesehen hatte, wurde kein Schnurrbart getragen. Uniform hatte der Verurtheilte nicht an, sondern einen feinen Tuchrock, der nicht einmal auf seinen Leib gemacht schien, denn er war ihm viel zu kurz und zu eng. Vielleicht hatten sie ihm den blos für die Uniform, in der er nicht gerichtet werden sollte, angezogen. Als er den Scharfrichter ins Auge faßte, stutzte er sichtlich, und zum ersten Male, seit er ausgestiegen war, wechselte er die Farbe.

„Euch habe ich schon gesehen!“ sprach er. „Seid Ihr nicht von Montabaur?“

Ehe der Meister jedoch antworten konnte, rief der Anführer der geschwärzten Rotte: „Du weißt nun Alles, Fritz! Das ist der Mann — thue Deine Schuldigkeit!“ Dabei hob er wiederum sein Pistol, und wie auf ein Signal richteten sich wohl sechs Feuerröhre auf die Brust des Scharfrichters.

„Laßt den Mann zufrieden und schießt mich über den Haufen — damit ist's abgethan!“ rief der Verurtheilte.

„Sie sind nicht zum Erschießen, sondern zum Schwerte

verurtheilt!" erwiederte der Anführer kalt. „Ans Werk, Fritz!"

„Thut ihnen den Willen, Meister!" sagte der Soldat eben so ruhig. „Es hilft nichts!" Eine grimmige Falte zwischen seinen zusammengezogenen Brauen bekundete den Zustand seines Innern, aber er verschmähte es, dem Zorne, der einem ganz Andern, Unerreichbaren galt, gegen die Schergen Worte zu geben. Mit fester Hand nahm er den Hut von seinem kurzverschnittenen, lockigen Rabenhaar, das keine Perrücke bedeckte, zog den Rock aus und warf ihn von sich, schlug den Hemdkragen weit zurück und richtete nun sein dunkles feuriges Auge auf den Scharfrichter: „Ich hoffe, daß Ihr mich nicht fehlen werdet — hier, nehmt ein Andenken von mir!" Er reichte ihm eine schwere goldene Uhr. Als er noch mehr sagen, wahrscheinlich ihm einen Auftrag geben wollte, unterbrach ihn der Anführer ungeduldig. „Es ist keine Zeit mehr zum Reden!" rief er. „Beten Sie lieber noch ein Vaterunser!"

Da nahmen Alle die Mützen ab und beteten still. Meister Fritz dachte dabei, das könnten doch keine Katholiken sein, die würden wohl dem armen Sünder zum letzten Stündlein einen Beichtvater vergönnt haben. Er wollte nach dem Vaterunser darum noch ein Ave Maria für ihn beten, aber sie gaben es nicht zu.

„Mach ein Ende!“ rief der Sprecher. „Wir haben Eile!“ Und wiederum, als er noch zögerte und gleichsam nach Hülfe und Rettung umschaute, blickten ihm die Feuerröhre, sein Leben bedrohend, entgegen.

Da ging er mit schwerem Herzen an sein Werk. Man warf ihm ein seidenes Schnupftuch zu, mit welchem er, wie es üblich, dem Verurtheilten die Hände binden sollte; dieser jedoch wies ihn stolz und heftig damit zurück, kniete nieder und legte sein schönes, noch so junges Haupt selbst auf den Block. Der Scharfrichter zog das Schwert, das er vorhin bei der Ankunft des Wagens wieder in die Scheide gesteckt hatte, prüfte mit dem Finger nochmals die Schärfe, legte es mit dem Rücken auf den nackten Hals, um die rechte Stelle zu suchen und wollte nun zum Todesstreiche ausholen.

„Halt!“ rief eine gewaltige Donnerstimme und Alle schauten sich um, der Scharfrichter zog eilig das Schwert zurück und stieß es in den Rasen, auch der Verurtheilte erhob sein Antlitz, das nun doch in dem furchtbaren Momente bleich geworden war. Aus dem Wagen, in welchem er verschlossen gewesen, sah man langsam einen schwarzgekleideten Herrn mit mächtiger Perrücke aussteigen, er hielt ein Papier in der Hand, mit welchem er zum Blocke daher schritt. Der Verurtheilte sprang auf, die Farbe belebte mit dunkler Rückflut seine Wangen

wieder, er sah dem schwarzgekleideten Herrn, den er kannte, erwartungsvoll entgegen.

„Keiner rühre sich!“ befahl derselbe mit strengem Blick, als eine Bewegung unter den Männern entstand. Er trat an den Block, hob die Schrift und las das in gesetzlicher Form abgefaßte Urtheil vor, das über den Abwesenden gefällt worden war. Dieser sah hoch und finster auf, eine herbe Enttäuschung spiegelte sich in seinen Mienen: was bedeutete diese Vorlesung? War sie nur die Nachholung einer versäumten Formalität und der Einhalt, welcher der Execution geschehen war, nur ein Aufschub? Welch eine raffinirte Grausamkeit! Jetzt wäre Alles vorüber gewesen und nun stand er noch hier, Allem Preis gegeben, was in der Todesstunde doch seine Standhaftigkeit bestürmte, denn er war noch zu jung, um gleichgültig vom Leben zu scheiden!

Die Schrift, welche der schwarzgekleidete Herr vorlas, war mit aller vorgeschriebenen Gründlichkeit abgefaßt und sehr lang. Sie nannte den Namen des Angeklagten und Verurtheilten nicht, aber sie zieh ihn todeswürdiger Verbrechen, namentlich des Hochverraths, und verkündigte den Spruch eines ordentlich besetzten Criminalgerichts, der ihn verurtheilte, die rechte Hand und das Haupt zu verlieren: von Rechtswegen. Dann machte

der Vorleser eine Pause und richtete sein strenges graues Auge auf den jungen hochgewachsenen Mann, der ohne Rock, mit zurückgeschlagenem Hemdkragen an dem schwarzverhangenen Blocke stand, auf welchem er sein Haupt nochmals dem Schwerte darbieten sollte. Wenn aber dem seltsamen Aufschube wirklich der grausame Zweck zum Grunde lag, seine Todesqual geistig zu verlängern und ihn bis zu erbärmlicher Furcht zu zerknirschen, so war dieser Zweck verfehlt. Was auch der Verurtheilte dabei fühlen mochte, er verrieth es mit keinem äußerlichen Zeichen, sondern erwiederte den Blick, der ihn höhnisch beobachtete, mit einem stolzen verächtlichen Lächeln. Es war eine Herausforderung der Gewalt, in deren Hand er gegeben war, aber er hatte nichts mehr zu hoffen, also nichts zu befürchten.

Ein solcher Trotz überstieg die Begriffe aller Umstehenden, deren Augen während der ganzen Vorlesung auf dem zum Tode verurtheilten Manne geruht und vielleicht dazu beigetragen hatten, ihn gegen jede Schwäche, die sich verrathen könnte, zu stählen. Unwillkürlich schüttelte auch der schwarzgekleidete Herr über diese Seelenstärke, die ihm noch nie vorgekommen war, seine stolze Perrücke, es mochte ihn wohl die Versuchung anwandeln, die Procedur noch einmal anstellen zu lassen, aber er war durch bestimmte Befehle gebunden und erhob die

magere, von Manschetten umwallte Hand mit dem Schriftstück wiederum vor sein Angesicht, um den Schluß des Publicandums vorzulesen.

„Auf dieses Erkenntniß haben jedoch Seine Durchlaucht, der Markgraf von Brandenburg-Onolzbach, Inculpaten Landesherr, aus angestammter Gnade sich bewogen gefühlt und darauf resolvirt, den Spruch des Gerichts dahin zu mildern, daß die Todesstrafe zu erlassen und in lebenslängliche Haft auf der Freusburg zu verwandeln sei. Solche Allerhöchste Resolution soll unverzüglich in Ausführung gebracht werden."

Die Stirn des tapfern Soldaten hatte sich bei dieser Wendung seines Schicksals noch mehr verfinstert: lieber ein rascher Tod, wie er ihn täglich vor dem Feinde ehrenvoll hätte finden können, als ewige Kerkerstrafe!

Sein Feind winkte den Schergen. „Ein Wort noch!" rief der Begnadigte.

„Sehr überflüssig!" erwiederte Jener. „Hinweg mit ihm!"

„Die Schrift nennt den Markgrafen von Ansbach meinen Landesherrn, das ist er nicht!" sprach der junge Mann schnell, ehe die Leute Anstalt machten, den Befehl zu vollstrecken. „Ich bin ein geborener Unterthan des Bischofs von Bamberg, und Sie wissen das!"

„Das thut nichts zur Sache!" versetzte der schwarz-

gekleidete Herr, der ihn trotz seiner anfänglichen Weigerung doch angehört hatte. „Man ist da, wo das Verbrechen begangen worden ist, gesetzlich gerichtet und kann auf keine noch weitere Ausdehnung der empfangenen Gnade hoffen!“

„Ich verlange sie nicht, ich wollte nur erklären, daß der Markgraf mein Landesherr nicht ist! Ich stehe in den Diensten des Kurfürsten von Hannover, Königs von England. Gegen die Gewalt, die mich hinterlistig aufgefangen und mit einer so überaus gesetzlichen Procedur abzuthun gedachte“ — er zeigte auf die rußgefärbten Gesellen, den Block und den ganzen Raum — „kann ich nichts thun, da Ihr mir wohl jedes Mittel abschneiden werdet, meinem Kriegsherrn oder commandirenden General von meinem Fall in Kenntniß zu setzen. Wenn aber unter Euch“ — er wandte sich an die umstehenden Männer und faßte besonders den Scharfrichter ins Auge.

„Hinweg mit ihm!“ rief der vornehme Herr mit derselben Donnerstimme, mit welcher er der Execution Halt geboten hatte. Die Männer umringten den Soldaten, der noch jetzt der Gewalt Trotz bot und führten ihn zu dem Wagen zurück, in welchen er wiederum einsteigen mußte, der Herr im schwarzen Kleide sprach noch einige leise Worte zu dem Anführer der Rotte, die den

Scharfrichter zur Stelle geschafft hatte, dann folgte er seinem Gefangenen, und stieg ebenfalls in den Wagen, den er wieder verschließen ließ. Der Kutscher schwang die Peitsche, die Pferde zogen an.

„Nach der Freusburg also!" dachte Meister Fritz.

Es wurde ihm aber keine Zeit gelassen, sich noch mehr zu überlegen. Sein Wächter zahlte ihm die versprochenen zehn Conventionsthaler für die überstandene Angst und seine Versäumniß aus, er mußte sich gefallen lassen, daß ihm wiederum die Augen verbunden wurden. Dann setzten sie ihn in den Wagen und fuhren mit ihm fort. Ihm war jetzt leichter zu Muth, die Sache war glücklicher abgelaufen, als er gedacht hatte und er wußte, daß es nach Hause ging, ohne weitere Anfechtung, wie ihm versichert worden war. Darum konnte er auch mehr Acht auf die Fahrt geben, obschon nur mit den Ohren. Die Fahrt dauerte wieder sehr lange, aber ihm kam es jetzt vor, als ginge sie kreuz und quer, um ihn irre zu machen. Beim Umspannen bekam er nochmals zu essen, man bot ihm auch zu trinken, aber er fürchtete sich, wieder von dem Getränk zu bekommen, bei welchem ihm förmlich das Feuer aus den Augen gespritzt war. Endlich hielt der Wagen genau auf derselben Stelle am Waldrande, wo sie ihn überfallen hatten, er durfte aussteigen mit seinem Schwert, das man ihm richtig als

Geschenk gelassen hatte*) und als ihm das Tuch von den Augen genommen wurde, sah er, daß es schon Abend war. Von seinen Begleitern war Niemand mehr da, als der Eine, der immer mit ihm gesprochen hatte, die Andern mußten sich schon verlaufen haben.

„Laß Dir's gut bekommen, Meister Fritz!" sagte der Mann lachend und sprang wieder in den Wagen, der nun rasch mit ihm in den Wald hinein fuhr. Der Scharfrichter hörte noch eine Weile die Räder über die Baumwurzeln rollen — da erklang, wie gestern, die Abendglocke vom Franziskanerkloster und er kniete nieder und sprach sein Gebet brünstiger, als er jemals gethan hatte. Dann machte er sich auf den Weg nach seiner Scharfrichterei, welche eine Strecke vor der Stadt lag. Morgen wollte er von dem Vorfalle auf dem kurfürstlichen Amt gebührende Anzeige machen.

*) Dies Schwert ist später in die Waffensammlung des Grafen Renesse gekommen.

Zweites Kapitel.

Die Kunde.

Im Schlosse zu Montabaur war außer den Damen, welche den Ausflug von Engers gemacht hatten, noch anderer Besuch gewesen und die ganze Gesellschaft hatte den Vormittag in fröhlichster Weise verlebt, nur wenige Zeit den sogenannten Merkwürdigkeiten des Ortes und gar keine der schönen Umgegend gewidmet, wie sehr auch Madlone gerade das gewünscht hatte. Konnten aber so unbedeutende Gebäude und dürftige altdeutsche Gemälde ohne allen Formen- und Farbenreiz, konnten niedrige Berge und kleine Thäler einen besonderen Reiz für Augen haben, welche sich vor Kurzem an der großartigen Scenerie der Alpenwelt und den Meisterwerken der italienischen Gallerien geweidet hatten? Es war ein junger Vetter des Amtmanns, ein reicher und feingebildeter Cavalier, kürzlich von großen Reisen zurück-

gekehrt, welcher heut die Seele der ganzen Gesellschaft war und sie abgehalten hatte, sich zu langweiligen Besichtigungen aufzumachen. Seine Geringschätzung der Heimath, wie liebenswürdig er auch sonst war, hatte auf Madlone Zandt, der er seine besondere Aufmerksamkeit widmete, keinen für ihn günstigen Eindruck gemacht, ja sie hatte sich, als er sie mit ihrem Fanatismus für deutsche Kunst und Natur neckte, sogar in einen kleinen Streit mit ihm eingelassen, in welchem er vor ihrem Geiste allen Respect bekam. Wahrhaftig, diese deutsche Schönheit wäre ein entzückendes Modell für einen Tizian oder Giorgone gewesen! Er erinnerte sich, in Italien nur ein einziges Weib gesehen zu haben, das ihr die Palme hätte streitig machen können — indessen war er stets dem Einflusse des Augenblicks unterthan und sehr exaltirt, so daß er morgen vielleicht ganz anders dachte. In seiner heutigen Stimmung bot er Alles auf, um die Gräfin Hillesheim zu einer Aenderung ihrer Absicht, gleich nach der Tafel die Rückfahrt nach Engers anzutreten, durch dringende Bitten zu vermögen. Sie schwankte einen Moment, weil sie glaubte, ihrer Nichte vielleicht dadurch einen Gefallen zu thun, aber ein Blick, welchen sie mit Madlone wechselte, bestärkte sie wieder in ihrem Entschluß und sie lehnte die Einladung, welche dic Familie vom Hause schon früher, als

ihr Vetter, nochmals wiederholt hatte, freundlich, aber bestimmt ab: sie habe versprochen, heut zurückzukommen, und ohne Noth müsse man keine Zusage brechen.

„Haben Sie denn gar keinen Einfluß auf Ihre Frau Tante, gnädigste Comtesse?“ rief der junge Mann.

„Ich bin ein deutsches Mädchen, Herr von Löwen“, erwiederte Madlone lächelnd. „Wortbruch ist undeutsch.“

„In dem Kampfe über dies Thema habe ich schon die Waffen zu den Füßen meiner Siegerin niedergelegt“, versetzte er. „Ueben Sie nun Großmuth und lassen Sie ein wenig von Ihrer deutschen Strenge nach! Die Noth, von der ursprünglichen Bestimmung Ihrer Frau Tante abzuweichen, wäre wohl zu finden und ein Bote zu Pferd brächte die Benachrichtigung, daß die Frau Gräfin uns einen Tag oder wenigstens einen halben zugegeben, schneller nach Engers, als Sie zurückkehren könnten.“

Madlone fühlte sich aber nicht bewogen, ihrer Tante zuzureden und diese blieb fest.

Als sie nach der Tafel Abschied genommen hatten und die ganze Gesellschaft sie an den Wagen begleitete, bemerkte der Herr vom Hause einen steifen, hageren Mann, der hastig gegangen kam und offenbar ein Anliegen an ihn hatte.

„Was bringen Sie, Büdelich?“ fragte er ihn.

„Man sieht es Ihnen an, daß Sie schwere Amtssachen geladen haben —“

„Ja, gnädiger Herr!“ erwiederte der hagere Mann, der ein Actenstück von erschreckender Dicke unter dem Arme trug. „Hier hat sich ein Casus zugetragen, der ganz absonderlich ist. Ich habe ihn zu Protokoll genommen.“

„Gut, Büdelich! Nachher!“ sagte der Amtmann.

„Ich kann schon warten, gnädiger Herr!“ erwiederte der Mann mit einer steifen Verbeugung.

Der Amtmann trat nun auch an den Wagen, in welchem unterdessen die beiden Damen, von Herrn von Löwen beim Einsteigen unterstützt, Platz genommen hatten. Madlone warf einen Blick auf den alten Mann mit dem Actenstück unter dem Arme.

„Es ist der Schultheiß, gnädige Comtesse“, sagte der Amtmann. „Ein wüthiger Protokollschreiber! Er kann schon warten —“

„Denn er ist ein Deutscher, gnädige Comtesse!“ bemerkte Herr von Löwen lächelnd. „Deutsche Geduld ist unverwüstlich.“

„Denkt man in Italien so?“ erwiederte Madlone flüchtig; sie hatte keine Lust mehr, den Handschuh im letzten Moment nochmals aufzuheben. Die Gräfin sagte nochmals den Damen und Herren Lebewohl, Löwen

suchte vergebens, Madlonens Augen nur für einen Streifblick zu gewinnen, sie neigte sich stumm gegen die Gesellschaft, der Wagen fuhr ab und der Schultheiß drückte seine inhaltsreichen Acten fester unter den Arm, als er seinem Vorstande in dessen Arbeitszimmer folgte. Hätte Madlone eine Ahnung gehabt, was auf jenen Blättern niedergeschrieben stand, welche Gefühle würden ihr Herz erschüttert haben!

Die Gräfin lobte den jungen liebenswürdigen Cavalier, der ihr sehr gefallen hatte und Madlone stimmte in dies Lob ein. Seine Vorliebe für das Ausländische theilte er ja mit den meisten seiner Standesgenossen, ja mit den lieben Deutschen im Allgemeinen, welche französisches, spanisches, italienisches, holländisches, schwedisches Wesen, je nachdem, bewunderten und nachahmten und wer weiß, künftig vielleicht auch noch für polnische und russische Wirthschaft schwärmen konnten, vergessend, wie hoch einst deutsches Vorbild in Europa geehrt worden. Wenn im Westen Deutschlands französische Sitte und Sprache immer mehr unter den höheren Ständen sich verbreitete, der Kaiserhof noch immer die spanische Vorliebe nicht aufgeben konnte und in Preußen der König sich mit französischen Philosophen und Schöngeistern umgab, wie sollte man es einem jungen Edelmanne zum Vorwurf machen, wenn Italien, das gelobte Land alter

Herrlichkeit und neuer Kunst, ihn begeistert und sein Auge für den stillen Werth der Heimath verblendet hatte? Es war vielleicht mehr Uebertreibung gewesen, um sie mit ihrem Eifer für das Vaterland zu necken. So äußerte sich Madlone über ihn und der Gräfin ging ein Gedanke auf, der sie einen liebevoll innigen Blick auf die neben ihr sitzende Nichte richten ließ. Dieser Tag konnte zu Madlonens Glück den Grund gelegt haben — wer kann in die Zukunft sehen? Wenn sie sich selbst die Stunde zurück rief, in welcher sie Hillesheim zum ersten Male gesehen, wie hätte sie damals ahnen sollen, daß er einst ihr Gemahl und sie mit ihm unaussprechlich glücklich werden würde?

Die nächste Zeit schien ihre stillen Hoffnungen zu bestätigen. Herr von Löwen machte in Engers seinen Besuch, um sich zu erkundigen, ob sie glücklich nach Hause gekommen; er stellte sich dem Grafen Hillesheim und Madlonens Mutter mit aller Unbefangenheit eines Weltmannes vor und gefiel Beiden sehr gut, der Gräfin Zandt besonders, welche sich mit ihm viel von Italien unterhielt, an welchen Namen sich für sie die schönsten Erinnerungen knüpften. Noch hatte die Hillesheim nicht mit ihrer Schwester über die Idee gesprochen, welche ihr auf der Heimfahrt von Montabaur gekommen war, sie glaubte, daß man in so zarter Angelegenheit durch

unzeitiges Reden nur schaden und manchen Keim der Verheißung schon im Entstehen vernichten könne. Wenn Löwen nicht durch bloße Höflichkeit zu dem heutigen Besuch veranlaßt worden war, so fing er sein Spiel fein und vorsichtig an. Er hatte für Madlone gewiß Interesse gewonnen, aber er kannte sie ja nur von der flüchtigen Unterhaltung weniger Stunden; es sprach für ihn, daß er sich nicht gleich von dem ersten günstigen Eindrucke, den Madlone unleugbar auf ihn gemacht, hinreißen ließ, sondern sie erst näher kennen lernen wollte und darum sein Gefühl, das sich nur zuweilen in seinen Augen verrieth, sorgsam beherrschte. Er unterhielt sich viel und lebhaft mit ihr, ließ auch die gestrige Neckerei wieder aufleben, aber doch nicht in jener beharrlichen Weise, welche bald langweilig und lästig wird und als ein Zeugniß von Geistesarmuth gelten kann. Madlone wurde durch ihn sichtlich angeregt und ging mehr aus sich heraus, wie es seit langer Zeit geschehen war — ohne Zweifel, weil sie durch die Pläne, welche ihre Mutter von einem Extrem zum andern mit ihr gehabt hatte, um ihre Harmlosigkeit gebracht worden. Ob der heitere Ausdruck ihres Gesichts, wenn sie mit Löwen sprach, das fröhliche Lachen, das manche seiner witzigen Anspielungen belohnte, gerade eine Bestätigung der Meinung, welche sich ihre Tante daraus zu Gunsten

Löwen's bildete, sein mochte, wäre vielleicht einer Andern, die sich mehr auf Mädchenherzen verstand, zweifelhaft gewesen. Die Tante war aber bald fest überzeugt, daß Madlone gegen Löwen nicht gleichgültig gesinnt sei. Wenn dieser in seinem Betragen gegen die junge Dame sich durchaus keine Blöße gab, die ihn hätte für den Fehlschlag lächerlich machen können, so war das noch mehr gegen die Mutter der Fall. Er war sehr artig gegen sie und zeigte ihr, daß ihre Unterhaltung ihm angenehm sei, aber er widmete ihr nicht jene übertriebene Aufmerksamkeit, welche von dem vulgären Gemeinplatz ausgeht, daß man, um die Tochter zu gewinnen, bei der Mutter anfangen müsse. Auch dehnte er seinen Besuch nicht über das herkömmliche Maß aus und hinterließ, als er fortgeritten war, den besten Eindruck bei Allen, der ihn noch eine Weile zum Gegenstande des Gesprächs machte. Die Gräfin Zandt konnte es selbst nicht unterlassen, über ihn wohlgefällig gegen ihre Marietta zu reden, als sie Abends beim Entkleiden mit dieser allein war.

„Ich habe ihn gesehen", antwortete Marietta.

„Gefällt er Dir nicht?" fragte die Gräfin. „Er ist recht hübsch und hat sehr liebenswürdige Manieren. Du sollst ihn über Italien sprechen hören — er ist ein glühender Verehrer Deines Vaterlandes, Marietta."

Die Italienerin blickte jetzt erst mit angeregtem Interesse auf. „Wird er wiederkommen?“ fragte sie.

„Ich — denke wohl“, erwiederte die Gräfin. „Wenn ich offen sein soll, Marietta, so muß ich Dir sagen, daß er sich für Madlone zu interessiren scheint. Nun? Was willst Du mit Deinem stets fertigen Eh? Das klang ja fast höhnisch!“

Marietta hatte wieder den Ausruf hören lassen, durch welchen sie den entgegengesetztesten Empfindungen einen Ausdruck zu geben wußte, der kaum mißzuverstehen war. — „Wenn Euer Gnaden auch von mir Offenheit verlangen“, sagte sie, „so rathe ich, den jungen Cavalier nicht aufzumuntern, Sie würden ihm dadurch eine Beschämung, der Comtesse aber peinliche Stunden ersparen.“

Die Gräfin ließ sich jedoch nicht rathen. Sie verstand wohl, daß Marietta wieder auf die geheime Neigung ihrer Tochter anspielte, die sie sich fest eingebildet hatte, aber sie vermied schon lange, mit ihrer Dienerin davon zu sprechen. Ihr war die Sache sehr unangenehm, da sie bei Marietta's Hartnäckigkeit nicht auf den Grund kommen konnte, ob diese sich auf wirkliche Dinge, die sie erlauscht, stützte oder bloße Vermuthungen hegte. Sie hatte deshalb versucht, sich den Gedanken aus dem Sinne zu schlagen; eine offene Frage an

Madlone wagte sie nicht zu richten, denn sie mußte ihr Wort halten, und Marietta ein gegebenes Wort zu brechen, wäre sehr gefährlich gewesen. Auch fühlte sie sich durch Madlonens Benehmen im Ganzen beruhigt, seltsam genug dadurch, daß Madlone vor Kurzem bei irgend einer Gelegenheit sich gegen die Mutter zu derselben Aeußerung hatte hinreißen lassen, welche sie auf der Fahrt nach Montabaur gegen die Tante gethan hatte. Wenn sie doch eine stille Neigung hegte und diese keine hoffnungslose war, wie hätte sie sagen können, daß ihr leid sei, dem Wunsche der Mutter nicht gefolgt zu sein? Hoffnungslos aber konnte sie nicht lieben, wenn sie überhaupt liebte, sonst wäre sie nicht immer so froh und glücklich gewesen, bis zu dem Augenblicke, wo ihr die Mutter eröffnet hatte, daß sie ins Kloster gehen solle. Die Gräfin Zandt verstand sich auf Herzensgeheimnisse, gerade ein verschwiegenes Glück spiegelt sich in den Mienen, im Blicke; wenn also Marietta Recht hatte, so war es unbegreiflich, daß Madlone jetzt auf einmal die Kloster=idee wieder aufnahm. Die Mutter konnte also nur an=nehmen, daß sich das scharfe Auge der Italienerin dies=mal doch geirrt habe, daß Madlonens Herz durchaus noch frei und ihre Wandlung nur eine Caprice sei, jetzt bon enfant gegen die Mama zu spielen, wo sie nicht mehr befürchten durfte, beim Wort genommen zu werden. Viel=

leicht war sie auch so schlau, dadurch die jetzt erst beginnende Neigung, welche ihr der junge liebenswürdige Cavalier eingeflößt hatte, zu verschleiern, bis sie Gewißheit habe, daß er ihr wirklich sein Herz zugewendet. Die Gräfin gab, von dieser, wie sie meinte, richtigen Erwägung eingenommen, auf den Rath ihrer Vertrauten gar nichts, sondern sah es sehr gern, als Herr von Löwen die Erlaubniß, wieder zu kommen, welche ihm der gastfreie Graf Hillesheim ungebeten ausgesprochen hatte, nach kurzer Zeit benutzte und dabei sein Herz nur zu sehr verrieth.

War er mit dem Gedanken, der seine ganze Seele erfüllte, allein beschäftigt, so daß er für nichts Anderes Sinn hatte oder war ihm das seltsame Ereigniß, das der Schultheiß Büdelich in Montabaur zu Protokoll genommen und pflichtschuldigst seinem Vorgesetzten actenmäßig vorgetragen hatte, ganz unbekannt geblieben, daß er bei seinem ersten Besuch diese höchst interessante Neuigkeit, die an längst vergangene romantische Zeiten erinnerte, mit keiner Silbe erwähnt hatte? Allerdings war sie ihm vorenthalten worden. Der Amtmann hatte darin, weil der Name eines benachbarten Fürsten genannt worden war, ein Staatsgeheimniß erkannt, das er nicht ausplaudern dürfe, er hatte dem Schultheiß strenge Verschwiegenheit gegen Jedermann eingeschärft,

und war bei dem pflichteifrigen Manne sicher, daß er seinen Mund selbst im Schlafe vor gefährlichen Reden hüten werde. Von dem Protokoll hatte er ihn sogleich eine beglaubigte Abschrift nehmen lassen, die bei den geheimen Acten verwahrt wurde, das Original aber hatte er, den Weg des Geschäftsganges diesmal auf seine eigne Verantwortung umgehend, direct an den Kurfürsten eingesandt, damit derselbe über die gewaltsame Entführung eines seiner Unterthanen zu einer jedenfalls der Form nach incorrecten Execution nach Gutdünken „befinden" möge.

All diese Vorsicht war jedoch unnütz. Einige Tage nach dem unheimlichen Vorfall auf der Waldwiese in unbekannter Gegend ließ sich der frühere Knecht des Herrn von Stein, welchem Fräulein Kellberg einen Brief nach Coblenz anvertraut hatte, wieder in Sayn blicken. Stein bemerkte ihn selbst, wie er um den Hof lungerte, als fürchte er sich, denselben zu betreten und habe doch irgend ein Anliegen. Er verbarg sich auch gar nicht, als ihn sein ehemaliger Herr bemerkte, sondern leistete schnell Folge, als er angerufen wurde.

„Nun, Du Hallunke, was suchst Du denn eigentlich hier?" fragte Stein. „Hast Du nicht eine gute Tracht Schläge verdient, daß Du nicht die richtige Abgabe des Briefes meiner Schwägerin gemeldet hast?" Er schwang

dabei den dicken Stock, den er führte, als wolle er das Versäumte unverzüglich nachholen.

„Ich wär schon gekommen, gnädiger Herr“, antwortete Veit, welcher dem wohlbekannten Stocke doch auswich, „aber ich begegnete in Bendorf meinem Herrn aus Altenkirchen, der hieß mich gleich mit ihm fahren und ich konnt's nicht ändern.“

„So!“ erwiederte Stein. „Und was willst Du denn heute? Ist Dir meine Schwägerin das Botenlohn schuldig geblieben?“

„Das habe ich im Voraus gekriegt — aber ich habe dem gnädigen Fräulein was zu sagen.“

„Wieder eine Bettelei? Oder eine neue Lüge! Sag's mir, ich werde es bestellen.“

Veit bat ihn jedoch so demüthig, das Fräulein selbst sprechen zu dürfen und that so wichtig, als ob gar viel davon abhänge, daß Stein nicht anders konnte, als seine Schwägerin zu rufen. Antoinette kam erwartungsvoll und beunruhigt heraus; Veit mußte ihr in den Garten folgen, da er in Gegenwart seines alten Herrn sich nicht getraute zu erzählen, was er auf dem Herzen hatte.

„Nun, Veit, was bringst Du mir heut?“ fragte sie. „Deine vorige Nachricht, mag sie wahr oder falsch gewesen sein, hat nun ihren Werth verloren. Mein Neffe

hat das Unglück gehabt, von den Franzosen gefangen zu werden."

Der Knecht sah sie groß an. „Gefangen ist er", war seine Antwort, „und Unglück hat er auch, aber bei den Franzosen ist er nicht."

„Was soll das heißen?" rief das Fräulein.

„Ich habe ihn gestern erst gesehen", sagte Veit.

„Mein Gott!" rief Antoinette. „Wo denn? Wo ist er jetzt?"

„Auf der Freusburg — lebenslänglich, wie geschrieben stand", erwiederte der Knecht.

Sie erschrak, daß sie im Augenblicke keines Wortes mächtig war. Die Freusburg, das wußte sie, war ein festes Schloß im ansbachischen Antheil der Grafschaft Sayn — wenn Veit die Wahrheit sprach, so war der schändliche Anschlag also doch gelungen, so war Max nicht vom Feinde, gegen den er im offenen Kriege die Waffen geführt, sondern von ausgeschickten Banditen gefangen! Der Name der Freusburg hatte ihr Alles gesagt und sie dermaßen erschreckt, daß sie den Nachsatz, der noch schlimmer klang, ganz überhörte. Sie faßte sich aber und bat ihn dringend, ihr zu sagen, wo er ihren Neffen gesehen habe und was ihm sonst über das Verfahren gegen Max bekannt sei. Er war deswegen eben hergekommen und hatte sich Alles wohl gemerkt

und überlegt, was er sagen wollte. So erzählte er denn, ohne sich weitläufig auf die Entführung des Scharfrichters von Montabaur und die Mittel, welche man gebraucht, denselben zu überreden und endlich durch Drohungen zu zwingen, nur die eigentliche furchtbare Scene im Walde, wobei er der erschütterten, leichenblassen Zuhörerin keinen einzigen, wenn auch noch so schauerlichen Umstand erließ. Es hatte auch auf ihn einen so schrecklichen Eindruck gemacht, daß er es bis in sein hohes Alter nicht mehr vergessen konnte. Antoinette unterbrach ihn mit keiner Silbe, nur zuweilen rang sich ein halberstickter Laut des Schreckens und der Angst aus ihrer Brust empor, Thränen perlten schwer aus ihren weit geöffneten Augen und rannen über die bleichen Wangen herab, ihre Lippen zuckten schmerzlich und als Veit endlich seine entsetzliche Erzählung beschlossen hatte, brach sie in ein krampfhaftes Weinen aus, das sie nur mit der äußersten Anstrengung ihrer Seelenkraft stillen konnte.

„Ich danke Dir!“ sagte sie endlich. „Du meinst es treu — ich danke Dir, Veit.“

Der Bursch war selbst von seiner Erzählung außer Fassung gekommen, da er Alles lebendig vor seinen Augen zu sehen gemeint hatte; die Trostlosigkeit des Fräuleins hatte ihn ganz zerknirscht und er konnte nichts zu ihr sagen.

„Willst Du mir ferner treu sein?“ fragte sie. Er schwor es ihr zu. — „Ich frage nicht, wie Du dazu gekommen bist, ein Zeuge der Unmenschlichkeit zu sein, die man an meinem Neffen begangen hat — sage mir nur Eins: hat er sich muthig benommen? Haben sie nicht den Triumph gehabt, ihn schwach vor Todesfurcht zu sehen?“

Veit erzählte ihr mit wahrhafter Begeisterung, wie tapfer sich der Gefangene selbst unter dem Schwerte gezeigt hatte.

Antoinettens Augen leuchteten durch ihre stets sich erneuernden Thränen. „Ich danke Dir!“ wiederholte sie. „Es giebt noch eine Gerechtigkeit im Himmel! Kannst Du Dir Zutritt auf der Freusburg verschaffen? Vielleicht gar zu dem Gefangenen! Ich will Dich nicht durch Versprechungen locken, Dich selbst in Gefahr zu setzen — aber wenn Du mir zu Liebe ein Zeichen von mir, daß er nicht vergessen ist, daß ein treues Herz sich für seine Befreiung bemühen wird, an Max, an meinen Neffen — gelangen lassen könntest —“

„Ich will sehen, ob es geht“, rief Veit in seiner Aufregung. „Und wenn's mein Unglück wäre, was ist an mir gelegen!“

„Nein!“ sagte Antoinette, sich besinnend. „Dein Unglück will ich nicht. Max wird auch ohne ein Zeichen

sich sagen, daß er von denen, die ihn lieben, nicht vergessen ist, daß sie Alles thun werden, ihn zu retten. Komm mit herein, Veit, ich will Dir Deine Treue lohnen, so viel ich kann; ruhe Dich aus, meine Schwester wird Dir Speise und Trank geben — ich muß noch mehr von Dir hören." Der Knecht wollte von Belohnung nichts wissen, die hatte er schon vorweg, aber der Ruhe war er bedürftig, hungrig auch und so folgte er dem Fräulein, das keinen Grund mehr sah, seine grauenhafte Mittheilung ihrer Schwester und deren Mann zu verheimlichen. Veit blieb in der Gesindestube sitzen, wo er allein war.

Die Erzählung, welche Antoinette kurz faßte, machte einen sehr verschiedenen Eindruck; die Stein war vor Entsetzen sprachlos, ihr Mann aber äußerte mehrmals dazwischen: „Wenn's wahr ist!" Er wollte zwar nicht in Abrede stellen, daß Max immerhin gefangen von einer ausgesendeten Rotte nach der Freusburg gebracht worden sei, aber die ganze Geschichte mit der „blind durchgemachten Execution", wie er sich ausdrückte, kam ihm erlogen vor. „Der Kerl lügt wie gedruckt!" sagte er. „Das ist eine Komödie, die hat er einmal im Puppenspiel gesehen und nun will er sich damit auch ein Paar Petermännchen verdienen."

Frau von Stein brachte dem Knechte zu essen und

blieb sehr lange aus; sie ließ sich, während ihr Mann Antoinettens wiederholte Versicherung, daß an Veit's Worten gar nicht zu zweifeln sei, nicht glaubte, von dem Knechte noch einmal Alles erzählen und gewann daraus die gleiche Ueberzeugung, wie ihre Schwester.

„Was ist dabei nur zu thun, Antoinette?" rief sie, zu dieser zurückgekehrt. „Man kann doch die Hände nicht in den Schooß legen! Vielleicht haben die Unmenschen auf ihre eigene Hand diese grausame Quälerei ausgeführt, ich kann nicht glauben, daß ihr Fürst dazu Befehl gegeben hat! Eine Vorstellung würde ihn vielleicht gnädig stimmen."

„Eine Vorstellung, Marianne? Eine Bittschrift um Gnade?" erwiederte Antoinette. „Ich werde um Recht bitten, aber an einer andern Stelle. Wenn Max ein Unterthan des Markgrafen wäre, oder doch aus seinen Diensten sich ohne Urlaub und Abschied entfernt hätte, so ließ sich ein solcher Schritt wenigstens von einer Seite erklären, aber Max hat seinen förmlichen Abschied erhalten, ich habe das Papier selbst gesehen — wenn er ihn also um anderer Dinge willen verfolgt, so kann er ihn nur verhaften, wenn er sich auf seinem Grund und Boden betreffen läßt —"

„Weißt Du, ob das nicht geschehen ist?" wandte der Schwager ein.

„Ich weiß das!“ erwiederte sie. „Ich habe genau erfahren, wo Max gefangen worden ist, vermeintlich durch einen französischen Streiftrupp von Fischer's Legion; ich habe es Euch ja vorgelesen, was mir der Oberst von Baur geschrieben hat, als ich durch die Walderdorff meinen Brief dorthin gelangen ließ. Wenn also die Gefangennehmung schon eine hinterlistige Gewaltthat war, wie soll man es nennen, wenn sich daran eine andere, noch empörendere knüpfte! Ohne Untersuchung, ohne Vertheidigung, welche selbst einem Mörder gestattet wird?“

„Weißt Du, ob keine gerichtliche Untersuchung geführt worden ist?“ sagte Stein wiederum. „Zeit dazu ist genug gewesen, seit er verschwunden ist.“

„Und wenn auch!“ rief Antoinette, ihre gewohnte Weise verleugnend. „Warum hat man den Muth nicht, den Spruch öffentlich zu verkünden und wenn dies elende Spiel einmal getrieben werden sollte, warum nicht auf dem freien Richtplatz? Zu vornehm sei der Verbrecher! Das hat Veit von der langen Vorlesung behalten! Ein bloßer bambergischer Edelmann, der nicht einmal zur Reichsritterschaft gehört! O nein, mit den Anschuldigungen, welche gegen Max zu erheben waren, konnte man nicht vor die Oeffentlichkeit treten, weil man sich ihrer zu schämen hatte! Darum mußte Alles geheim

betrieben werden, wie eine italienische Banditengeschichte. Die Freusburg ist eine Bastille geworden — warum nicht! Was von Frankreich ausgeht, ist ja immer nachahmenswerth!"

„Antoinette, so bitter habe ich Dich noch nie gesehen!" sagte die Stein mit begütigendem Tone.

„Willst Du mir den Wagen nach Coblenz geben, lieber Schwager?" fragte Antoinette, sich an diesen wendend.

„Gewiß! Aber was hast Du denn im Sinne?" fragte Stein, der auch über sie verwundert war.

„Ich will sehen, ob sich noch ein deutscher Fürst findet, der einen Standesgenossen ernstlich an seine Ehre mahnt!" erwiederte Antoinette.

„Eine Frauenzimmeridee!" rief Stein. „Und was wird ihm der Standesgenoß antworten, wenn sich ein Anderer in seine Angelegenheiten mischt? Glaubst Du, unser Kurfürst werde sich einer solchen Antwort aussetzen oder gar um Deinen Max Krieg mit Ansbach anfangen, den General Brakel marschiren lassen, wie meine Frau verlangt? Gegen Gewalt giebt's schon kein anderes Mittel, als sich selbst seiner Haut zu wehren, dies Recht hat man aber dem Adel genommen — Einer könnte es freilich nicht, wenn er auch das Recht noch hätte, wie zur Zeit unserer Altvordern, aber Alle für

Einen, die ganze Ritterschaft, wenn Einer von einem mächtigen Fürsten bedroht wird, das ist es! Hätten sie nur im ganzen deutschen Reiche zusammen gehalten, die zum Wappen geboren sind, wir müßten jetzt nicht kuschen oder schweifwedeln!“

Er war wieder in sein Lieblingsthema gerathen, Antoinette hatte aber die Antwort auf seine erste Rede schon bereit. „Auch daran habe ich gedacht, daß nur Gewalt gegen Gewalt schützen kann“, sagte sie. — „Ich bitte Euch indessen, laßt uns über diese ganze Angelegenheit gegen Niemand reden. Sie dürfen nicht ahnen, daß der Schleier des tiefsten Geheimnisses, welchen sie über ihr lichtscheues Thun geworfen haben, schon zerrissen ist, es würde sie nur zu neuen Gewalthaten reizen, vielleicht gar zu einer letzten — die keine Macht, kein Flehen, keine späte Reue zurückrufen könnte!“ Sie schauderte, als sie das aussprach und wiederholte dann ihre Bitte, über Alles vor der Hand zu schweigen.

Beide versprachen es ihr und Stein fragte: „Du willst doch morgen erst nach Coblenz?“

„Heut noch!“ erwiederte sie. „An Momenten kann oft Entscheidung hängen! Ich bleibe über Nacht dort, da es zur Rückfahrt zu spät wird. Vorher muß ich aber noch einmal mit Veit sprechen.“

Drittes Kapitel.

Hülfe — von wem?

Der Kurfürst saß in seinem Arbeitszimmer und las die Acten, welche ihm der Amtmann von Montabaur mit einem Schreiben, welches den Schritt mit der Wichtigkeit seines Anlasses entschuldigte, unmittelbar hatte zugehen lassen. Wie streng auch die Etikette an vielen Höfen, wie schwerfällig der Gang der Geschäfte, so war doch die Möglichkeit, dem Fürsten unmittelbar mit Anträgen oder Anliegen zu nahen, nicht so schwierig, wie heute. Namentlich hatte der Adel darin große Vorrechte und konnte es auch wagen, dieselben noch zu überschreiten. Johann Philipp war daher keineswegs ungehalten, als ihm das Schreiben aus Montabaur mit seiner Anlage überreicht wurde und der Inhalt desselben ließ ihn mit der Vorsicht, diese Angelegenheit nicht durch zehn Hände gehen zu lassen, vollkommen einverstanden sein. Anfangs

machte ihn die Aussage des Scharfrichters, die wie eine Räubergeschichte klang, unwillig; dieser Unwille richtete sich aber im Weiterlesen bald von dem Manne auf die Gewaltthat, die man sich an einem seiner Unterthanen auf seinem eigenen Territorium erlaubt hatte, und als er zum Schlusse kam, in welchem ausdrücklich der Markgraf von Brandenburg-Onolzbach genannt war, auf dessen Befehl es geschehen, konnte der Kurfürst nach Allem, was er bereits wußte und was von ihm selbst verlangt worden war, keinen Augenblick zweifelhaft bleiben, wer der Gefangene sei, der nach jenem raffinirten Gaukelspiel zu lebenslänglicher Haft verurtheilt worden.

Johann Philipp stand auf und ging sehr erregt im Zimmer auf und ab; seine Hündchen, für welche das immer der Anlaß war, sich auch von ihren Lagern zu erheben und schmeichelnd an ihn zu drängen, konnten diesmal kein freundliches Zeichen von ihm erlangen und selbst sein Lieblingsbologneser sprang vergebens an ihm in die Höhe, er wurde streng zur Ruhe verwiesen. Der Kurfürst war unmuthig — hatte ihn die Verletzung seines fürstlichen Gebiets gereizt oder regte sich das Mitgefühl mit dem jungen Manne, den er persönlich kannte und der sein Gast gewesen war? Er wollte eben seine Schwester rufen lassen, durch welche er noch später, ihrer Freundin zu Liebe, für den jungen Kellberg

interessirt worden war, als ihm der Weihbischof von Hontheim gemeldet wurde.

Er hatte diesen schon erwartet, als ihm das Schreiben von Montabaur übergeben worden war, er hatte in kirchlichen Angelegenheiten mit dem Bischofe zu reden, mit welchem er sich über dieselben, wenn auch nicht immer, doch meist in Uebereinstimmung befand. Als Hontheim eintrat, ließ der Kurfürst die Sache, welche ihn so eben noch ganz in Anspruch genommen hatte, unberührt und ging zu der ernsten Besprechung über, die eins der wichtigsten Interessen der Kirche betraf, ihre Stellung im deutschen Reiche zum Kaiser und vorzüglich zum Papste. Hontheim hatte dieselbe schon öfter zum Thema der Erwägung bei seinem Erzbischofe gemacht, der zugleich der zweite geistliche Kurfürst und des heiligen römischen Reichs Erzkanzler durch Gallien und das Königreich Arelate war. Den letzteren Titel und Anspruch ließ der gelehrte Historiker auf sich beruhen, da Gallien, wenn auch zum römischen Reiche Karl's des Großen, niemals aber zum römischen Reiche deutscher Nation, wie es seit Otto dem Großen aufgerichtet war, gehört hatte und von dem Königreich Arelate ein Theil nach dem anderen im Laufe der Zeit bis auf das letzte Stücklein von Deutschland abgerissen war. Um so größere Aufmerksamkeit widmete er aber der Stellung der deut-

schen Kirche zum Papste, und die Schrift, mit welcher er fünf Jahre später unter dem angenommenen Namen Justinus Febronius hervortrat, gab Zeugniß davon. Ihr Titel schon kündigte päpstlicher Allgewalt in kirchlichen Dingen einen Kampf an, er lautete: De statu ecclesiae et legitima potestate romani pontificis; das Werk erregte das ungeheuerste Aufsehen und wurde bald in mehrere Sprachen übersetzt. In Wien fand es Billigung, viele der deutschen Bischöfe, weil in demselben ihre Rechte der Selbstständigkeit mit kanonischen Gründen und logischer Schärfe vertheidigt wurden, stimmten ihm bei. Selbst die geistlichen Kurfürsten von Mainz und Trier neigten sich den Anforderungen einer Kirchenfreiheit, wie sie darin ausgesprochen waren, zu und ließen sich Anfangs nicht irren, als die Schrift zu Rom mit dem Interdict belegt und verbrannt wurde. Johann Philipp mochte wohl ahnen, wer der unbekannte Verfasser war, nach welchem von Rom aus um so eifriger geforscht wurde, als derselbe eine seltene Kenntniß der Kirchenväter und der Kirchengeschichte und einen wahren Schatz von Gelehrsamkeit, neben gründlichem Studium der Rechtswissenschaft bewiesen hatte und jedenfalls kein gewöhnlicher Priester sein konnte. In dem Werke fand Johann Philipp manchen Gedanken wieder, der schon früher in seiner Gegenwart ausgesprochen und

mit ihm discutirt, nicht selten von ihm gebilligt worden war. Das Werk konnte ja auch nicht plötzlich, wie die geharnischte Minerva dem Haupte des Jupiter entsprungen, in seiner vollendeten Form an das Licht getreten sein, es war die Frucht langjähriger ernster Forschungen und Kämpfe; denn der ehrwürdige Mann, der es in seinem zwei und sechszigsten Jahre erst veröffentlichte, war sich wohl bewußt, welchen Schritt er that und hatte viel mit sich selbst gerungen, ehe er zu diesem Entschlusse kam, ja er war lange zweifelhaft gewesen, ob er sich nicht in seinem Alter zu viel Kraft zutraue, den vielfachen Anfechtungen, die er darum erleiden werde, zu widerstehen. Diese Zweifel, wie die Folge bewies, waren nicht ganz unbegründet gewesen; als er aber seine Schrift vollendet vor sich liegen sah und den Namen Febronius, doch wohl von februo, ich reinige, säubere, für den Autor wählte, da war er voll frischen Muthes.

Auch heute schon, als die eigentliche Kirchensache des Landes, welche der Kurfürst mit ihm feststellen wollte, erledigt war, führte die weitere Besprechung zu strittigen Punkten über die Macht des Papstes, und Johann Philipp, als er seinen Weihbischof so wohlgerüstet mit Argumenten auch aus dem Profanrecht sah, bemerkte lächelnd: „Man hört es Ihnen an, daß Sie zu Löwen

und Leyden Jura studirt haben, ehe Sie die Weihen genommen. Ein armer einfältiger Theolog, wie ich bin, kann darum gegen einen geistlichen Amtsbruder, der zugleich Professor der Pandecten und des Codex ist, nicht aus eigener Kraft bestehen. Wir wollen noch mehr über den Punkt reden, den Sie als zweifelhaft hinstellen. Heute fehlt mir die nöthige Sammlung, ich bin zerstreut durch eine andere Angelegenheit, die mir so eben gemeldet worden ist. Ihr Rath vom Gesichtspunkt des Staatsrechts kann mir vielleicht dabei helfen."

Er erzählte kurz den Vorfall und gab Hontheim dann die Aussage des Scharfrichters zu lesen. Der Bischof konnte die Wahrhaftigkeit derselben nicht in Zweifel ziehen, äußerte jedoch die Vermuthung, daß die grausame Verschärfung des Urtheils durch ernstliche Anstalten zur Hinrichtung, um den Verurtheilten alle Todesqualen empfinden zu lassen, vielleicht gar nicht vom Markgrafen befohlen, sondern nur die Willkür eines kleinen Tyrannen sei, wie deren leider so viele in Aemtern und Würden, ohne Controle von Oben, das arme Volk drückten.

„Das ist unmöglich!" rief der Kurfürst. „Wie sollte sich ein Amtmann eine solche Maßregel auf eigene Hand erlauben?"

„Haben Eure Durchlaucht noch keine willkürlichen

Maßregeln Ihrer Diener zu rügen und zu strafen gehabt?“ entgegnete Hontheim.

„Bis zu einem solchen Exceß niemals!“ rief der Kurfürst, welchem diese Berufung empfindlich war. „Und ich hoffe auch, daß sie in geringerem Maße sich so leicht nicht wiederholen, da ich sie gleich im Anfange meiner Regierung, wenn sie zur Klage kamen, unnachsichtlich geahndet habe. Sie wissen das!“

„Ich weiß das und unser Volk wird Eure Durchlaucht dafür segnen!“ sprach der Bischof. „Aber, wie selten kommt es zur Klage! Dem gemeinen Manne muß schon arg mitgespielt sein, ehe er sich dessen erdreistet, denn er hegt — mit Grund oder Ungrund — immer das Mißtrauen, daß gegen Beamte doch kein Recht zu erlangen ist. Wollen Durchlaucht mir erlauben! Gerade Sie können mit Ruhe diesem Mißtrauen begegnen. Aber wie geht es denn anderer Orten zu: der Bedrängte klagt unmittelbar bei seinem Landesherrn, er wird gnädig angehört, der Fürst muß sich doch aber erst über die Verhältnisse unterrichten, ehe er entscheidet, die Behörden werden zum Bericht aufgefordert und gewöhnlich geht diese Aufforderung herab bis auf den Verklagten, der natürlich die Sache so darstellt, daß der Kläger als Querulant abgewiesen wird. Auf den Fall angewendet, der Eurer Durchlaucht vorliegt, wie

soll hier überhaupt der Gefangene, der, wie ich gelesen, zu lebenswieriger Haft auf der Freusburg verurtheilt ist und gewiß keine Freiheit genießt, dazu gelangen, eine Klage anzubringen?"

„Ich werde mich seiner annehmen!" sagte der Kurfürst — „so weit es statthaft ist."

„Das würde Ihrem edlen Herzen alle Ehre machen!" erwiederte Hontheim. „Theilen Sie dem Markgrafen die Aussage des Scharfrichters mit, nehmen Sie an, daß die Verletzung Ihres Gebiets und die gewaltsame Entführung eines Ihrer Unterthanen gewiß nicht mit Vorwissen oder gar auf Befehl des Markgrafen geschehen sei und fordern Sie als Genugthuung in höflichster Form die Bestrafung des Schuldigen für diese Gewaltthat. Dabei können Sie dann auch die Ueberzeugung aussprechen, daß ebenso wenig das unmenschliche Verfahren gegen den Verurtheilten, welcher doch begnadigt worden, die Billigung des Markgrafen erlange, welcher davon nichts gewußt haben könne. Ich habe zwar wenig Hoffnung, daß sich das Loos des Gefangenen dadurch mildern werde, aber Sie haben dann das Ihrige gethan und aus der Antwort werden Sie ja ersehen, ob noch ein weiterer Schritt möglich ist."

„Das muß freilich abgewartet werden!" sagte der Kurfürst. „Ungeschehen ist die geistige Tortur nicht

zu machen, welche dem Armen widerfahren ist. Es freut mich nur, daß er sie wie ein tapferer Soldat ertragen und sich nicht weibisch gezeigt hat. Wissen Sie, daß ich ihn kenne?"

Der Bischof wußte das nicht und Johann Philipp erzählte ihm dann, wie er ihn kennen gelernt und was er sonst über den „Roland von Sayn", wie er ihn auch jetzt nannte, erfahren hatte.

„Sind Sie nicht verwandt mit der Gräfin?" fragte er, als er auch erwähnte, daß er dem jungen Manne, der ihm wegen seines ritterlichen Anstandes gefallen, die junge Comtesse Zandt zum Tanz bestimmt hatte.

Hontheim bejahte es. Ihm fiel der Gegensatz auf, welcher in dieser heiteren Schilderung mit dem späteren Vorhaben ihrer Mutter lag, Madlone gegen deren Willen in das Kloster zu bringen. Die Schwester der Gräfin hatte auch mit ihm darüber gesprochen und ihn gebeten, sein Wort noch einmal in die Wagschale zu werfen, was er damals jedoch abgelehnt hatte. Seitdem wußte er durch die Gräfin Hillesheim, daß Madlone standhaft bei ihrem Worte, daß sie keinen Beruf für das Klosterleben fühle, geblieben und die Mutter dadurch bewogen worden sei, von ihrer Idee abzustehen. Der Kurfürst fragte noch, ob sich das Mädchen über den Tod ihres heimlich Verlobten getröstet habe und

wunderte sich, als ihm Hontheim bestätigte, was er seiner Schwester Friederike nicht hatte glauben wollen, daß Madlone selbst nicht geahnt habe, eine Braut zu sein.

„Ihre Cousine geht gern auf verdeckten Wegen!“ bemerkte Johann Philipp, früherer Zeiten eingedenk.

Der Bischof erwiederte nichts und Johann Philipp kam wieder auf Kellberg zurück, gegen welchen er jedoch, auf die Autorität eines gegen ihn gefällten Urtheils, nicht mehr so wohlwollend gesinnt war, als früher. „Ich traue ihm schon zu, daß er sich gegen seinen Landesherrn vergangen hat!“ sagte er, „seine Manieren waren ganz danach. Ob sein Verbrechen so schwer gewesen, daß er den Tod verdient hat, ist freilich eine andere Frage. Mir thut seine arme Tante leid, welche wirklich in jeder Beziehung eine achtbare und liebenswürdige Person ist, und für ihren Neffen eine unbegrenzte Liebe hegt. Zu helfen wird ihm freilich nicht sein — und ich möchte auch nicht als sein Fürsprecher auftreten, wenn er mit Recht verurtheilt ist: fiat justitia! Aber anfragen will ich wenigstens.“

Als Hontheim entlassen war, hatte der Kurfürst über den Gegenstand noch eine lange Unterredung mit seiner Schwester, deren weibliches Gefühl durch die Grausamkeit des Verfahrens gegen den Neffen ihrer Freundin wahrhaft empört wurde und sie hinriß, ihrem

Bruder vielleicht zum ersten Male eine Bitte auszusprechen, die er nicht erfüllen konnte. Welches Recht hätte er gehabt, eine ernste Vorstellung, wohl gar in drohender Weise, an den Markgrafen gegen sein unbestreitbares Hoheitsrecht zu richten, und wenn diese, wie sich nicht anders erwarten ließ, mit Entschiedenheit zurückgewiesen wurde, was sollte der Kurfürst dann thun? Friederike Walderdorff mußte sich selbst endlich überzeugen, daß ihr Bruder sich nur so weit, als der Vorgang seine eigenen Rechte verletzte, in die Angelegenheit mischen und was das harte Verfahren betraf, nur indirect, nach dem Rathe des Weihbischofs durch die Annahme, daß es nicht mit Vorwissen des Markgrafen geschehen, seine Mißbilligung aussprechen durfte. Mit schwerem Herzen dachte sie an ihre Toinette, und überlegte, ob es nöthig sei, sie mit einer Benachrichtigung zu betrüben, welche ihr doch so gar nichts helfen konnte — denn was ließ sich thun, als stille sein in Gottergebenheit und sich gedulden? Der Kurfürst hatte seiner Schwester ohnehin Verschwiegenheit über die Sache empfohlen und ihrer Frage, ob sie nicht wenigstens über den Aufenthalt des Unglücklichen seiner Tante eine Nachricht geben dürfe, eine sehr zweifelhafte Zustimmung ertheilt.

Antoinette war aber, wir wissen das, bereits von Allem durch einen noch besser eingeweihten Augenzeugen,

als der Scharfrichter von Montabaur gewesen war, unterrichtet, und hatte denselben mitgenommen, als sie am frühen Morgen mit dem kleinen einspännigen Wägelein ihres Schwagers nach Coblenz fuhr, um sich mit ihrer Freundin zu berathen, ob der Kurfürst etwas für Max thun könne. Bei gefaßterer Ueberlegung hegte sie kein Vertrauen darauf, sie war verständig genug, sich ziemlich dasselbe zu sagen, was der Kurfürst schon gegen seine Schwester ausgesprochen hatte; aber Antoinette wollte wenigstens nichts versäumen, ehe sie den andern Weg einschlug, der ihr mehr Erfolg versprach. Sie dachte anders über die Nothwendigkeit, stille zu sein und sich zu gedulden, als ihre Freundin, wenn sie auch nicht minder fromm und gottergeben war. Ihre Seele, die sich überall in werkthätiger Liebe bewiesen hatte, mußte auch in dem, was sie selbst nun so tief getroffen, zu handeln streben, statt blos zu klagen. Auch aus diesem Grunde hatte sie Veit mit sich genommen. Die Sendung, die ihm einst zugedacht gewesen war, sollte nun doch ausgeführt werden.

Als sie den Ehrenbreitstein erblickte, war es eine ganz natürliche Gedankenfolge, daß ihr Herz noch trauriger wurde, als es schon war. Die starke Festung mahnte sie an das Gefängniß, das ihren Max umschloß, und sie wurde wieder irre an ihrer Hoffnung, daß er

auf die Weise, die sie sich gedacht, befreit werden könnte. Die Thürme der kurfürstlichen Residenz weckten ihr noch andere Zweifel: wird auch der Feldherr wagen, was sie von ihm hoffte? Der Fürst, gegen den er handeln sollte, war ein Verwandter des Monarchen, für dessen Sache er den Commandostab führte!

Antoinette sah mit betrübten Blicken in die Zukunft, die sich ihr wieder verdüstert hatte, wie der Himmel, der heute Morgen so heiter gewesen war und nun wolkenschwer das Thal und den Strom überspannte. Vor ihr saßen die beiden Männer, Stein's Knecht und Veit, im leisen Gespräch, sie achtete nicht auf dasselbe, sie schaute gedankenvoll in die Flut, als der Wagen langsam über die Rheinbrücke fuhr. Da wurde sie von einem fremden Augenpaar, das sie anblitzte, aus ihrem trostlosen Sinnen aufgestört: es war eine Frau, die ihr auf der Brücke begegnete. — Beide erkannten sich im ersten Moment: die Fußgängerin hob unwillkürlich die Hand, wie vor Ueberraschung, zu der Dame im Wagen auf, und Antoinette, von einem rasch aufwallenden Gefühl bewogen, ließ halten.

„Frau von Dalheim!“ rief sie.

„Haben Sie Nachricht?“ fragte diese heraneilend mit lebhaftem, freudigen Ton.

„Ja!“ erwiederte Antoinette in einem Tone, welcher

die Hoffnung, der sich Jene hingab, eisig vernichtete. „Wollen Sie mich begleiten?“

Die Fremde schwang sich, ohne ein Wort zu sagen oder den Tritt des Wagens herabzulassen, hinauf, der junge Mensch, der ihr folgte, kam zu spät, als er ihr behülflich sein wollte.

„Geh nach Haus!“ rief sie ihm heftig zu. „Warte mein!“ Er sah bittend zu ihr auf, sie winkte ihn aber zurück und der Wagen setzte sich langsam wieder in Bewegung.

„Sprechen Sie!“ wandte sich die Fremde jetzt in französischer Sprache zu Antoinetten. Sie war sehr bleich geworden, wodurch ihr dunkler Teint eine krankhafte Färbung erhielt. Ihre Hand, welche sie auf Antoinettens Arm gelegt, zitterte. Antoinette bereuete nun, was sie, der ersten Aufwallung folgend, gethan. Ein Mitgefühl mit der Frau, die auch um Max Sorgen und Leid tragen mußte, eine unbestimmte Hoffnung, daß sie vielleicht rathen, wohl gar helfen könnte, wenn ihre frühern Verbindungen nicht alle zerrissen, hatte Antoinette veranlaßt, sie zu rufen — aber erkannte sie dadurch nicht das Recht dieser Frau, erkannte sie dieselbe nicht als Braut ihres Max an, während diese selbst sich gescheut hatte, sich ihr als solche zu nennen?

„Lassen Sie uns später sprechen!“ bat sie. Die

fremde Sprache war ihr auch nicht so geläufig, um Alles, was sie zu sagen hatte, mit den rechten Worten ausdrücken zu können.

Aber die Fremde wollte sich nicht geduldeu; wie hätte sie das in ihrer Aufregung vermocht? „Sagen Sie nur Eins!" rief sie. „Wo ist er gefangen? Ich habe geforscht durch alle französischen Lager — man will nichts davon wissen. Ist er vielleicht doch gefallen? Oder verrätherisch als Gefangener vom Feinde getödtet worden?"

„Er ist nicht von den Franzosen gefangen", mußte Antoinette nun doch sagen.

„Von wem? Ich beschwöre sie!" rief die Dalheim bebend.

„Ich sage Ihnen später Alles!" antwortete Antoinette.

Die Fremde erwiederte kein Wort, aber aus ihrer Brust rang sich ein dumpfer Laut empor, welcher ihre Begleiterin tief bewegte: trug diese Frau wirklich eine so starke Liebe zu Max, daß sie nur in ihm lebte, mit ihm fühlte?

Beide schwiegen während der nur noch kurzen Fahrt, bis sie vor dem bescheidenen Gasthofe in Coblenz ankamen, wo die Familie Stein, wenn sie Geschäfte nach der Hauptstadt führten, ihr Absteigequartier nahm. Der

Wirth empfing das Fräulein mit freundlichem Willkommen und führte sie mit der fremden Dame gleich nach dem Zimmer, das sie gewöhnlich erhielt.

„Nun reden Sie!“ rief die Dalheim, als Beide darauf allein waren. „Ich leide Qualen der Hölle!“

Sie sprach noch Französisch, Antoinette antwortete aber Deutsch. Sie erzählte ihr so kurz, als sich die verhängnißvolle Mittheilung fassen ließ, was sie über Max gehört hatte — konnte sie anders? Wenn diese Frau doch ein Recht hatte, um Max sich zu betrüben, wie es nicht anders zu glauben war, sollte sie ihr sein grausames Schicksal verschweigen?

Die Erzählung machte auf die Dalheim einen furchtbaren Eindruck. Erst erblaßte sie noch tiefer, als verlasse jeder Tropfen Blut ihre Wangen und eine bittere Angst dämpfte das Feuer ihrer schwarzen Augen; aber bald funkelten diese wieder in wahrhaft dämonischer Glut, ihre Farbe kehrte zurück und wurde zu flammender Röthe, ihre Züge spannten sich, zwischen ihren emporgezogenen Lippen zeigten sich die zusammengepreßten milchweißen Zähne — sie war in diesem Moment von einer Schönheit, welche Bewunderung und Grauen zugleich wecken konnte: das Bild einer Göttin der Rache und des Hasses, wenn diese Leidenschaften je schön sein können. Antoinette fühlte vor ihr eine Anwandlung von Furcht.

Als sie geendigt hatte, that die Fremde einen tiefen heißen Athemzug, ihr Auge, das bisher brennend auf der Sprecherin gehaftet, irrte ins Leere und ihre Hand zuckte nach der Brust, als suche sie unter der feinen Hülle ihres Busens eine verborgene Waffe. Dann faßte sie sich mit Kraft und stieß hastig die Frage hervor: „Was wollen Sie thun?“

„Ich will den Kurfürsten bitten, sich des Gemißhandelten anzunehmen —“, sagte Antoinette, noch befangen in den schrecklichen Bildern, welche sie selbst heraufbeschworen hatte.

Ein kurzes verächtliches Auflachen war die Antwort. „Hoffen Sie etwas davon?“

„Ich muß es wenigstens versuchen auf dem Wege der Bitte —“

„Und wenn es fehlschlägt?“ unterbrach sie die Fremde.

„Dann — werde ich einen andern Weg finden!“ antwortete Antoinette mit einem Blick, welcher der leidenschaftlichen Frau eine entschlossene Seele hätte verrathen können.

Sie achtete aber nicht darauf, sie preßte beide Hände vor die Stirn, und ihre Augen verschwanden unter den tiefgesenkten Lidern: ihr voller Busen drohte das Tuch, das ihn bedeckte, zu zersprengen. So stand sie einen Moment und hörte nicht was Antoinette mitleidig und tröstend

zu ihr sprach. Dann blickte sie pötzlich wie aus einem Traum erwachend auf und sagte mit einer Stimme, in welcher sich kein weicher Ton des Schmerzes, sondern nur der Klang heftigen Aufruhrs der Gefühle bemerkbar machte: „Leben Sie wohl! Sie sollen von mir hören!“

„Ich bitte Sie um Gotteswillen!“ rief Antoinette bestürzt. „Nur keinen Schritt der Uebereilung! Er könnte Verderben bringen!“

„Mir? Gleichviel!“ entgegnete die Fremde. „Werde ich Ihn in Gefahr bringen? Eher mein Leben opfern!“ Ihre Hand faßte wiederum nach der Brust und Antoinette glaubte wirklich den Elfenbeingriff eines Dolches wahrzunehmen. Ehe sie aber noch ein Wort äußern konnte, hatte die Fremde sie schon verlassen. Sie eilte ihr nach, rief sie und suchte sie zu bewegen, noch einen Augenblick zu verweilen — umsonst, sie erhielt nur ein stummes ablehnendes Zeichen und kehrte mit unruhigem Herzen in das Zimmer zurück, um ihre Anstalten für den ungesäumten Besuch bei Friederike Walderdorff zu treffen.

Frau von Dalheim eilte unterdessen über die Rheinbrücke nach ihrer Wohnung im Thal Ehrenbreitstein zurück, dieselbe Wohnung, welche sie bei ihrer ersten Anwesenheit inne gehabt und wo man sie gleich wieder erkannt hatte. Sie war ganz mit Plänen beschäftigt, die

ihr noch wild und formlos durch die Seele wogten, sie blickte starr vor sich hin und wich einem Reiter nicht aus, der ihr auf der Mitte der Brücke entgegenkam. Der Reiter lenkte verwundert über diese Dreistigkeit einer Dame sein Pferd zur Seite, als er sie aber in das Auge faßte, schien er so betroffen, daß er unwillkürlich die Zügel kurz anzog, als wolle er halten bleiben. Vielleicht war es ihre ungewöhnliche Schönheit, welche auch ihn mächtig überraschte, da sie selbst auf Frauen bei erster Begegnung in ähnlicher Art wirkte. Sie achtete aber nicht auf ihn, obgleich der stattliche und reichgekleidete Cavalier auf seinem stolzen Rosse wohl des Anschauens werth gewesen wäre, sondern eilte, als er ihr aus dem Wege ritt, ohne zu ihm aufzublicken, an ihm vorüber. Er ließ dann seinem Pferde wieder den Zügel, ganz erstaunt über die wunderbare Aehnlichkeit, welche die Dame mit einem weiblichen Wesen seiner frühern Bekanntschaft hatte — er war im ersten Moment so überrascht gewesen, daß er sie schon hatte anreden wollen, aber sie konnte es ja nicht sein und wie sollte sie hierher kommen, zweihundert Meilen von ihrem Vaterlande? Und wenn sie es wirklich gewesen wäre, so würde sie ja doch nicht so fremd und gleichgültig an ihm vorüber gegangen sein! Merkwürdig blieb die Aehnlichkeit immer und ihm war ganz warm dabei geworden, indessen —

gerade jetzt . . . es hätte ihm Verlegenheiten bereiten können und er war zufrieden, daß er ihr hier auf der Rheinbrücke, wo ihn Niemand beobachtet hatte, begegnet war und nicht in einem gewissen Damenkreise, der jedenfalls über seine Betroffenheit allerlei Vermuthungen angestellt hätte. Wer mochte aber die Dame sein, welche hier zu Fuß, ohne alle Begleitung so sicher dahin schritt! Er hätte doch viel darum gegeben, ihren Namen zu wissen.

Dieser Name allein würde ihm wenig geholfen haben. Antoinette Kellberg wußte ihn, hatte aber dadurch von den Verhältnissen seiner Inhaberin wenig mehr erfahren, als er, und konnte ihren unsichern Ahnungen keine Berechtigung geben. Sie bedurfte einiger Zeit, um sich von dem überwältigenden Eindrucke, welchen die Erscheinung und das Benehmen der räthselhaften Frau auf sie gemacht hatte, zu klaren Gedanken zu erheben. Auch heut hatte die Fremde vermieden, gegen sie offen und rückhaltslos auszusprechen, daß sie die Braut ihres Max sei — der Schluß, welchen Antoinette daraus zog, gab ihr in gewisser Beziehung wieder Muth. Aber an ihre Leidenschaftlichkeit konnte sie nicht ohne Beunruhigung denken. Ihrem eigenen Wesen, das sich nur durch ungewöhnliche Ereignisse aus dem schönen ruhigen Ebenmaße bringen ließ, widersprach dies vulkanische Auflodern, sie hatte in ihrem stillen Leben, unter den deutschen Frauen, mit

denen sie nur in Berührung gekommen war, keine Erfahrungen gemacht, welche sie hätten begreifen lassen, wozu ein Weib auch im Schlimmen fähig sein kann. Daß die Fremde für die Rettung ihres Geliebten eine That im Sinne führte, ging aus ihren Worten hervor: „Sie werden von mir hören!" Die Fürbitte hatte sie mit bitterer Verachtung als wirkungslos verworfen — und gerade sie, wenn die Voraussetzungen Antoinettens richtig waren, hätte vielleicht die Macht der Fürbitte an entscheidender Stelle besessen! Was aber wollte sie thun? Gewalt brauchen, sie, das schwache Weib? Vor Antoinettens Seele stand unvergeßlich ihr Bild, wie sie mit der Hand nach dem Herzen zuckte und dort die tödtliche Waffe halb enthüllte! Gegen wen wollte sie die Spitze ihres Dolches kehren . . . ?

Viertes Kapitel.

Frauenrath.

„Wir müssen uns trennen, Rynold!"

Das Wort, das schon einmal den Knaben erschreckt hatte, klang diesmal so ernst und fest, daß es ihn wie der Spruch eines Urtheils, gegen welches kein Widerstand mehr möglich ist, völlig niederwarf. Er konnte nichts thun, als seine Hände zu ihr aufheben, die ihn so grausam verstoßen wollte und mit flehenden Augen sie anschauen.

Sie vermied aber seinen Blick. „Mein Weg ist fortan kein freier Flug durch die schöne Welt, wie er Dich verlockt haben mag, mir zu folgen: er wird über Klippen führen — vielleicht in den Abgrund!"

„Ich folge Ihnen treu durch alle Gefahren!" rief Rynold, aus ihren Worten neue Hoffnung schöpfend.

„Du würdest es thun, ich zweifle nicht daran", er=

wiederte sie. „Aber es kann nicht sein — ich muß meinen Weg fortan allein gehen.“

„Und wenn ich Ihnen dennoch folge?“ rief Rynold. „Sie können mich von sich stoßen, aber ich werde doch nicht weichen — und gerade weil Ihr Weg nun über Klippen, vielleicht in den Abgrund führt — wie sollte ich Sie verlassen!“

Sie richtete jetzt ihr dunkles Auge mit seinem vollen Feuer auf ihn. „Warum bist Du mir gefolgt?“ fragte sie.

Er antwortete nicht, aber eine helle Glut überflog sein Antlitz und er stürzte ihr stumm zu Füßen.

Sie wich einen Schritt zurück, ihre Miene zeigte, daß sein Gebahren einen unangenehmen Eindruck auf sie machte. „Du thörichter Knabe!“ sagte sie mit veränderter Stimme. „Steh' auf!“ — Er gehorchte mit niedergeschlagenen Augen. Sie hatte sich ganz von ihm abgewandt und schien sich zu besinnen: wollte sie ihren harten Spruch zurücknehmen?

„Du kannst nicht bei mir bleiben!“ sprach sie jedoch. „Ich darf Dich nicht behalten — es war schon ein großes Unrecht, daß ich Dir erlaubte, mit mir zu gehen —“

„War ich nicht längst zu Ihrem Dienst bestellt?“ wagte Rynold schüchtern zu entgegnen. „Hatte nicht mein Herr —“

„O schweig!“ unterbrach ihn die Frau heftig. Nach einer kurzen Pause sagte sie ruhiger: „Du mußt Dich von mir trennen — aber vielleicht kannst Du zu mir zurückkommen .. sei still, Rynold! Vielleicht, sage ich — wenn Du Muth hast, mir noch einen Dienst zu erweisen —“

„Ich schwöre ...“

„Schwöre nicht!“ unterbrach sie ihn von Neuem. „Du weißt noch nicht, was ich von Dir fordere! Es kann Dir die furchtbarste Gefahr bringen, Du wagst Alles, wenn Du es übernimmst. Sei still, sag' ich Dir! Du sollst Dich durch kein Versprechen binden, ehe Du weißt, welchen Dienst Du mir erweisen sollst. Sprich selbst, was würde der Markgraf mit seinem entflohenen Pagen thun, wenn dieser plötzlich keck vor sein Angesicht träte?“

Rynold wechselte die Farbe, aber er sprach muthig: „Sie wollen mich zum Markgrafen schicken — ich fürchte mich nicht vor ihm.“

Sie sah ihn einen Moment an, dann zog sie plötzlich aus ihrem Busentuch einen Dolch in blutrother Scheide, zückte die scharfe Klinge und sagte mit glühenden Augen zu dem Knaben, der bestürzt vor ihr stand: „Und wenn ich von Dir forderte, diesen Stahl in seine Brust zu stoßen?“

Rynold erbebte — da lachte sie auf und barg die Waffe in ihre Scheide und mit dieser an den Ort, wo sie geruht hatte. „Nicht wahr, das wär doch eine Forderung über Deine Kräfte gewesen!“ sagte sie. „Gut, daß Du nicht geschworen hattest! So böse meine ich es nicht mit Dir — und wenn dieser Stahl einmal gebraucht werden soll, will ich ihn in keine fremde Hand drücken ... Der Gefahr entgehst Du darum aber doch nicht. Ich werde Dir wieder einen Brief zur Bestellung übergeben, das vorige Mal hast Du fast den Hals dabei gebrochen — diesmal wäre es möglich, daß Dich der Empfänger des Briefes, wenn er Dich durchschaute, in Fesseln nach Ansbach schickte, es liegt in Deiner Gewandtheit, Dich selbst davor zu bewahren. Hast Du den Muth dazu?“

„Befehlen sie über mein Leben!“ rief Rynold.

„Das will ich eben nicht! Dein Leben sollst Du noch lange genießen, freier, fröhlicher, als es bei mir sein könnte! Wenn es Dir gelungen ist, was ich Dir auftragen will, soll sich Dir eine schöne Laufbahn eröffnen, wo Du Deinem Namen Ehre machen kannst, so daß Dich Deine Eltern mit Freuden empfangen werden, wenn Du einst nach Jahren als junger Held in die Heimath zurückkehrst.“

Er verstand ihre Rede nicht, die Verheißung, welche

darin lag, wurde ihm verdunkelt durch den Gedanken, daß sie ihm dennoch die Trennung verkündigte.

„Wohlan denn! Ich werde Dir Alles, was Du zu thun hast, genau vorschreiben!“ fuhr Frau v. Dalheim fort. „Wenn Du den Brief abgiebst, den ich gleich schreiben werde, hast Du Dich als einen Pagen des Markgrafen, Deines bisherigen Herrn, anzukündigen — wenn Du schon jetzt ein so einfältiges Gesicht machst, so ist es wohl besser, ich gebe Dir den ganzen Auftrag nicht, Du würdest Dich nur selbst ins Verderben stürzen, ohne mir und — einem Andern das Geringste zu helfen. Geh nur, Rynold, ich habe mich anders besonnen.“

Das schien auch wirklich ihr Ernst zu sein, denn alle Bitten und Betheuerungen des Knaben vermochten nicht, sie zu einer weitern Auslassung zu bewegen. Sie war nicht böse, sie lachte sogar über ihn, aber sie blieb bei ihrem Entschlusse, ihm den gefährlichen Auftrag zu ersparen und befahl ihm endlich so bestimmt, das Zimmer zu verlassen, daß er ihr gehorchen mußte. Einen Brief aber, wie sie beabsichtigt hatte, schrieb sie doch, dann schloß sie ein reich beschlagenes Kästchen auf, das sie wohl verwahrt hatte und schien unter den vielen zum Theil sehr kostbaren Schmucksachen, welche es enthielt, nach einem bestimmten Gegenstande zu suchen; sie fand ihn nicht gleich und wurde ungeduldig; die Besorgniß,

daß er ihr abhanden gekommen sei, röthete schon ihre Wangen, endlich fiel er ihr doch in die Hand, eingewickelt in feines Papier, wie sie ihn selbst aufgehoben hatte. Sie löste das Papier ab und ein schöner Topasring mit eingeschnittenem Namenszug unter einer fürstlichen Krone funkelte ihr entgegen. „Du sollst Dein Wort endlich wahr machen", — sprach sie, den Ring emporhaltend. „Was ich mit diesem Ring Dich jemals bitten werde — bitten werde ich nicht, ich werde fordern in Deinem Namen!"

Hatte sie auf die Bitte, welche durch ein fürstliches Wort schon im Voraus gewährt war, kein Vertrauen gesetzt, weil sie selbst die Erfüllung fast zur Unmöglichkeit gemacht hatte, so sollte auch die Hoffnung einer von innern Beweggründen getriebenen Seele getäuscht werden. Antoinette Kellberg hatte sich bei Fräulein Walderdorff anmelden lassen und war von dieser unverzüglich angenommen worden. Die Schwester des Kurfürsten ahnte nicht, daß ihre Freundin schon von Allem unterrichtet war, was sie ihr schonend vor der Hand noch verschweigen wollte, bis sie ihr wenigstens einen Trost mittheilen konnte. Wie sollte Toinette von dem Ereigniß etwas erfahren haben? Dem Manne, welcher davon Anzeige gemacht hatte, war das unverbrüchlichste Schweigen zur Pflicht gemacht worden, auch kam er ja

niemals nach Sayn! Fräulein von Walderdorff legte dem Besuche Antoinette's daher irgend einen andern Grund unter und war sehr überrascht, als diese ihr gleich vortrug, was sie zu ihr geführt hatte. Sie sagte ihr nun, daß der Kürfürst bereits die Aussage des Scharfrichters von Montabaur erhalten habe, welche nur zu sehr in allen Einzelheiten mit dem Bericht, der Antoinetten gemacht worden war, übereinstimmte. Durch wen ihr derselbe abgestattet worden war, hatte diese nicht gesagt und die Walderdorff, welche nicht darnach forschen wollte, war zu dem Gedanken gekommen, daß es dem Gefangenen doch möglich geworden, seiner Tante eine Nachricht zugehen zu lassen. Sie sprach sich aber nicht darüber aus. Was konnte sie nun der Betrübten, welche voll Vertrauen zu ihr gekommen war, zum Troste sagen? Durfte sie in ihr Hoffnungen wecken, die sie selbst nicht theilte? Antoinette hatte sich jedoch die ganze Lage schon so klar gemacht, daß sie die Freundin einer peinlichen Verlegenheit überhob. Sie forderte ja auch gar nicht, daß der Kurfürst als Beschützer ihres Neffen auftreten sollte, wozu er keine Veranlassung hatte; sie bat nur um Rath, was etwa für Max geschehen könne und gab zu, daß er sich gegen den Markgrafen, der zwar nicht sein Landesherr sei, in dessen Dienst er aber doch gestanden, schwer vergangen habe. Sie wünschte von

besserer Einsicht zu hören, ob vielleicht eine Reise nach Ansbach, die sie gern unternehmen wolle, um ein persönliches Gnadengesuch an den Markgrafen zu richten, irgend eine Aussicht auf Erfolg habe. Daran hatte Friederike Walderdorff noch nicht gedacht, wie lebhaft sie sich auch für den Armen, der so empörend behandelt worden war, interessirte; sie versprach, mit ihrem Bruder darüber zu reden und Antoinetten von seiner Ansicht Kenntniß zu geben. Einstweilen theilte sie ihr mit, was der Kurfürst in der Sache schon zu thun entschlossen sei, verhehlte ihr aber nicht, daß er über gewisse Grenzen nicht hinausgehen werde. Sie deutete auch an, was sie den Aeußerungen ihres Bruders über die Ansicht des Weihbischofs von Hontheim, mit welchem der Kurfürst den Fall besprochen, entnommen hatte und Antoinette dankte ihr für die Theilnahme. Als sie aber nach ihrer Wohnung zurückging, war sie doch der Meinung, daß sie hier nichts zu erwarten habe. Wenn der Kurfürst auch eine Vorstellung, wie sie nicht einmal in seiner Absicht lag, zu Gunsten ihres Max an den Markgrafen abgehen lassen wollte, so konnte sie doch nur sehr lau gehalten sein, der Markgraf beantwortete sie gewiß nicht in kurzer Frist und noch weniger ließ sich erwarten, daß er dieselbe berücksichtigen werde. Wahrscheinlich begnügte sich aber der Kurfürst mit einer bloßen Anfrage

über die gewaltsame Entführung seines Unterthanen und mußte mit einer, nach langer Zeit einlaufenden Entschuldigung zufrieden sein! — Was konnte unterdessen nicht Alles geschehen! Die Minuten waren vielleicht so kostbar, daß eine verlorene verhängnißvoll werden mußte!

Antoinette hatte sich auf dem kurzen Wege nach ihrer Wohnung diese Ueberzeugung, die sie schon früher gewonnen, nochmals vor die Seele geführt; sie ließ daher dem Fräulein von Walderdorff durch den kurfürstlichen Lakaien, welchen diese ihr zur Begleitung mitgegeben hatte, sagen, daß sie sich nicht länger in Coblenz aufhalten könne, und daher bitte, ihr eine gütige Antwort, wenn es dazu an der Zeit, nach Sayn zukommen zu lassen. Als der Lakai durch die Hausthür ging, kreuzte er sich mit einem andern Diener, welcher eben nach Fräulein von Kellberg fragte. Er war von der Gräfin Hillesheim geschickt. Antoinette wurde von dieser eingeladen, sie, wenn es ihre Zeit erlaube, auf eine Viertelstunde in ihrer Wohnung zu besuchen, da sie selbst unwohl und dadurch außer Stande sei, zu ihr zu kommen. Sie habe aus ihrem Fenster das Fräulein vorbeifahren sehen und fühle das dringende Bedürfniß, sie zu sprechen. Antoinette las das Billet, welches diese Bitte enthielt und gab nur die mündliche Antwort, daß sie erscheinen werde. Sie folgte dem Diener auch wirklich sehr bald.

„Sie gute, liebe Toinette, wie danke ich Ihnen!“ empfing sie die Gräfin, welche bald nach ihrer Ankunft in Coblenz, von einem Unwohlsein befallen, an das Zimmer gefesselt war. „Sie sagten mir nichts, daß Sie uns sobald hieher folgen würden.“

„Ich wußte es selbst noch nicht.“ erwiederte Antoinette. „Mich führte ein besonderer Anlaß hieher.“ Die Gräfin war von ihr nicht gewohnt, daß sie mit ihren Angelegenheiten, die immer sehr einfach waren, zurückhielt, wenn sie davon gerade sprach, und erwartete daher noch eine Erklärung; Antoinette fragte sie aber nach ihrer Gesundheit und mochte wohl ihr Geschäft für zu unwichtig halten, um davon zu reden.

„Ich ließ Sie bitten, zu mir zu kommen“, sagte die Hillesheim, nachdem sie die theilnehmende Frage beantwortet hatte; „ich habe Ihnen wieder eine rechte Sorge zu klagen, die uns auf dem Herzen liegt, mir und meiner Schwester. Denken Sie nur, daß Madlone, nachdem sie gegen die Zumuthung ihrer Mutter so standhaft gewesen, jetzt, nachdem diese die Idee ganz aufgegeben hat, selbst nach dem Kloster verlangt!“

Antoinette war von dieser unerwarteten Nachricht so überrascht, daß sie nur einen großen fragenden Blick auf die Gräfin richtete.

„Ja, meine Toinette! Wie ein Kind, das erst ver-

schmäht, was ihm geboten wird und dann, wenn es nicht mehr zu haben ist, um so heftiger danach verlangt. Ich habe an Madlone diese Launen, die ich wetterwendisch nennen möchte, nie bemerkt. Sie scheint ihre ganze Natur verändert zu haben: das einst so fröhliche Kind ist jetzt oft zum Erschrecken ernst und tiefsinnig. Ich glaube doch, daß der Aufenthalt im Kloster Niederwerth das bewirkt hat. Es wird eine Strafe für ihre Mutter sein, welche jetzt ganz andere Wünsche für sie hegt."

„Haben Sie mit Madlone einmal so recht zum Herzen gehend gesprochen?" fragte Antoinette.

„Das habe ich gethan, ich habe sie gefragt, ob irgend ein geheimes Leid ihr Herz betrübe, habe sie um ihr Vertrauen gebeten — umsonst! Sie ist liebevoll gegen mich, sie dankt mir für meine Sorge um sie, aber sie spricht sich nicht aus. Wenn wir nicht in aufgeklärten Zeiten lebten, könnte man versucht werden, an Zauberei zu glauben, so plötzlich ist dieser Wechsel bei ihr eingetreten; seit dem Anfall von Krankheit, wissen Sie, den sie einmal hier hatte!"

Antoinette bedachte sich einen Moment. „Erinnern Sie sich vielleicht der Vorgänge jenes Abends noch genau", fragte sie. „Hat irgend etwas Besonderes, eine unerwartete Nachricht, oder was sonst gesprochen worden ist, auf Madlone einen tiefen Eindruck machen können?"

Auch die Hillesheim besann sich jetzt eine Weile, dann blickte sie Antoinetten zweifelhaft an. „Ich wüßte nicht“, antwortete sie auf deren Frage, aber es klang, als habe sie doch etwas in ihrer Erinnerung gefunden, denn sie war eine Weile zerstreut, wie durch andere Gedanken abgezogen, die sie gleichwohl nicht aussprechen mochte. Endlich riß sie sich davon los — möglich war es wohl, was ihr plötzlich durch Antoinettens Worte angeregt, wie ein Lichtschein aufgegangen war, aber sie konnte unmöglich davon reden, am wenigsten gegen Fräulein Kellberg. Sie fühlte sich daher veranlaßt, gleich eine andere Erklärung zu geben, die sie eigentlich gar nicht hatte berühren wollen.

„Diese unglückliche Stimmung Madlonens ist für meine Schwester sehr betrübend“, sagte sie. „Gerade jetzt, wo sich eine Partie bietet, welche in jeder Beziehung eine passende genannt werden kann. Ja, liebe Toinette, ein junger, liebenswürdiger Mann hat für Madlone eine wahrhaft glühende Neigung gefaßt, man möchte sagen, vom ersten Blick an — wir sahen ihn zuerst in Montabaur — was frappirt Sie? Wissen Sie schon, wen ich meine?“

Der Name Montabaur hatte Antoinetten durch Alles, was sich daran knüpfte, betroffen gemacht, nicht

die Mittheilung der Gräfin, sie gab aber das letztere zu, weil sie doch ihr Aufzucken erklären mußte und fügte hinzu, daß sie den Namen des neuen Bewerbers natürlich nicht ahne. Die Gräfin wurde dadurch in ihrer Annahme bestärkt.

„Ein Baron Löwen“, fuhr sie fort, „sein eigener Herr, ganz unabhängig, sage ich Ihnen, dabei sehr hübsch, höchst liebenswürdig und durch Reisen feingebildet, Eigenschaften, die man nicht bei jedem jungen Manne vereint findet.“ Hier wurde sie auf einmal verlegen; es war ihr nicht in den Sinn gekommen, einen Vergleich bei dieser Lobeserhebung anzustellen, aber Antoinette konnte am Ende glauben, daß sie an ihren Neffen dabei gedacht habe, ihrer Gutmüthigkeit war dieser Gedanke unerträglich, doch hätte sie sich durch eine ungeschickte Verwahrung dagegen nur noch tiefer verstrickt und sie fügte schnell hinzu: „Seine Bewerbung, obgleich er sich noch nicht declarirt hat, kann man eine stürmische nennen, er ist uns sogar nach Coblenz gefolgt, ich habe ihn heute hier einreiten sehen. Meine Schwester würde geneigt sein, ihn nicht abzuweisen, denn, wie gesagt, die Partie ist in jeder Hinsicht eine vorzügliche.“

„In jeder Hinsicht?“ wiederholte Antoinette.

„Ganz gewiß!“ versicherte die Hillesheim. „Kennen Sie Herrn von Löwen?“

„Nicht einmal dem Namen nach“, erwiederte Antoinette. „Ich fürchte nur, ob Sie bei so kurzer Bekanntschaft auch für seinen Charakter und sein Herz Bürgschaften haben.“

„Alles, was wir von ihm gehört und gesehen, jede Aeußerung spricht für ihn!“ versetzte die Gräfin. „Ich traue mir auch einige Menschenkenntniß zu — auch wird sich ja, da er so eifrig unsere Nähe sucht, noch Gelegenheit finden, ihn kennen zu lernen, ehe das entscheidende Wort gesprochen wird. Denn freilich, was hilft aller Reichthum, alle Schönheit und äußere Liebenswürdigkeit, wenn Herzensgüte und ein edler Charakter fehlen. Auch eine reine Vergangenheit muß der Mann haben, der ein Mädchen, wie Madlone, wahrhaft beglücken soll!“

Sie ahnte nicht, daß sie mit diesem Worte Antoinetten wiederum schmerzlich berührte. — „Indessen, meine gute liebe Freundin“, setzte sie hinzu, „bei welchem jungen Manne in unserer Zeit würden wir so strenge Forderungen wohl erfüllt sehen? Wir müssen darin nachsichtig sein. Rathen sie mir nur, was wir mit Madlone anfangen, um sie ihrer Melancholie zu entreißen? Sie haben mir schon oft in Dingen, wo ich mir nicht zu helfen wußte, den besten Rath gegeben, darum setzte ich meine Hoffnung gleich auf Sie. Wilhelmine

will von Nachsicht mit den kindischen Launen ihrer Tochter nichts mehr wissen, und wie sie selbst nicht gefragt worden ist, als sie ihre Hand einem viel ältern Manne, dem sie sogar abgeneigt war, geben mußte, so will sie Madlone — wie sie sagt — zu ihrem Glücke zwingen, sobald Löwen nur seinen Antrag macht.“

„Wie kann ich hier rathen?“ erwiederte Antoinette, welche sich vollkommen gefaßt und jede selbstsüchtige Regung überwunden hatte. „Zwang scheint mir, so weit ich Madlone zu kennen glaube, nicht möglich.“

„Wollen Sie vielleicht einmal mit dem Kinde reden?“ fragte die Gräfin im bittenden Tone. „Ich weiß, daß sie Ihnen eine wahre Zuneigung geweiht hat, sie ist Ihnen überall, wo Sie mit ihr zusammentrafen, in einer Weise entgegengekommen, daß ich sie schon damit geneckt habe, ich könne eifersüchtig werden. Vielleicht schenkt sie Ihnen eher ihr Vertrauen, als uns.“

Antoinette war bewegt von dem, was sie hörte. Auch sie hatte schon manches wohlthuende Zeichen dieser Zuneigung, die ihr das junge Mädchen weihte, bemerkt und einst Hoffnungen daraus geschöpft. Den Grund, der Madlone zu ihr zog, hatte sie nicht in ihrer eigenen Persönlichkeit gesucht. Wie seitdem sich die Verhältnisse gestaltet hatten, konnte sie die Mahnung an jene liebevolle Annäherung nur mit Wehmuth füllen. Doch lehnte

sie den Wunsch der Gräfin nicht ab, sie bat nur, den Moment nicht gewaltsam herbeiführen, sondern die passende Gelegenheit abwarten zu dürfen. Nicht hier, wo der Schein der Absichtlichkeit doch nicht zu vermeiden sei, sondern nur bei einer künftigen Anwesenheit Madlonens in Engers könne sich diese Gelegenheit finden.

„Darf ich aber hoffen, daß ich dann auch Alles erfahre, was Sie wahrgenommen haben?“ fragte die Gräfin, welche ihre vorbedachte Bitte schon halb bereute, da sie mit der heut erwachten Idee eigentlich in Widerspruch kam: denn wenn das Geheimniß Madlonens in Beziehung zu Antoinette Kellberg stand, so war es unvorsichtig, diese zur Erforschung desselben zu veranlassen. Die Antwort auf ihre Frage konnte sie nur abermals darin bestärken. Antoinette gab ihr Versprechen nur bedingungsweise.

„Wenn Madlone mir ihr Vertrauen schenkt und ich Ihnen mittheilen darf, was sie gegen mich ausspricht“, erwiederte sie, „so erfahren Sie natürlich Alles. Ich glaube aber doch, daß Madlone eher der Mutter oder Ihnen, als mir ihr Herz öffnen wird, wenn sie überhaupt einen tiefern Grund ihrer Stimmung anzugeben hat, was doch immer nur Vermuthung ist.

Die Gräfin war durch das Gespräch bei ihrem Un-

wohlsein angegriffen, Antoinette bemerkte die Röthe auf ihren Wangen und rieth ihr, sich zu schonen. — Indem sie zugleich aufstand, um ihren Besuch abzukürzen, bat sie nochmals, Madlone vor einer raschen Entscheidung, welche leicht bereut werden könnte, zu bewahren und schied von der Gräfin mit der Bitte, ihre Nichte herzlich von ihr zu grüßen.

Als sie in das Vorzimmer kam, wurde sie von der Kammerfrau der Gräfin Zandt angesprochen, welche auf sie gewartet zu haben schien. Sie kannte die Italienerin zwar schon lange und diese hatte ihr stets große Ehrerbietung bewiesen, was nicht gegen alle Personen, selbst hohen Ranges, bei ihr der Fall war, aber genaht war Marietta dem Fräulein von Kellberg noch nicht, ja wenn sie gegen sich selbst ehrlich war, hätte sie sich gestehen müssen, daß sie eine gewisse Scheu vor ihr hatte. Die klaren, ruhigen Augen des Fräuleins waren ihr zuwider. Dennoch wartete sie heut, sobald sie erfahren hatte, daß Fräulein von Kellberg bei der Gräfin Hillesheim zum Besuch sei, im Vorzimmer, bis Antoinette heraus kam und nahte ihr dann mit bescheidener Gebehrde.

„Wollen Eure Gnaden mir eine unterthänigste Frage erlauben?“ redete sie das Fräulein an.

„Was wünschen Sie von mir zu wissen?“ entgeg-

nete diese etwas verwundert, aber mit gewohnter Freundlichkeit, die ihr gegen Jedermann zur zweiten Natur geworden war.

„Ich würde mich nicht unterstehen, Euer Gnaden mit bloßer Neugier lästig zu fallen“, sagte Marietta, „es betrifft aber eine Person, die mich sehr nahe angeht — das heißt, wenn ich mich nicht geirrt habe.“

„Nun?“ fragte Antoinette, über die vielen Entschuldigungen lächelnd.

„Darf ich unterthänigst fragen, wer die Frau war, die mit Euer Gnaden heut Morgen hier ankam?“

Antoinettens Gesicht wurde plötzlich ernsthaft, ihr Auge nahm einen andern Ausdruck an. „Aus welchem Grunde wollen Sie das wissen?“ entgegnete sie, die Italienerin mit einem forschenden Blicke betrachtend.

Marietta ließ sich aber durch diese halbe Zurückweisung nicht irren, ihre schwarzen Augen hielten diesmal dem Blicke Stand, und sie erwiederte: „Weil die Person, wenn mich nicht eine fast unmögliche Aehnlichkeit getäuscht hat, eine nahe Verwandte von mir ist, meiner Zwillingsschwester Kind. Wäre ich noch jung, so müßte sie auch mir ähnlich sehen, denn wir Zwillinge waren zum Verwechseln von gleichem Aussehen.“

Das Fräulein war betroffen, sie schien Marietta's Züge fast ängstlich zu prüfen, während sie zur Antwort gab: „Dann haben Sie sich doch wohl geirrt. Die Dame, welche mich heute von Ehrenbreitstein herüber begleitete, war eine Frau, die einen deutschen adeligen Namen führt.“

„Wissen Sie das auch ganz genau?“ rief die Italienerin hastig, fühlte aber gleich selbst, daß sich ihr Benehmen nicht zieme und bat demüthig um Verzeihung. „Eure Gnaden wollen es mir nicht verdenken, daß ich in der freudigen Hoffnung, meiner Schwester Kind hier zu sehen, so dreist war, Sie zu fragen. Ich hätte freilich bedenken sollen, daß es doch nicht gut möglich war, Sie hier in Coblenz zu finden.“

„Wo lebt Ihre Schwester?“ fragte Antoinette wieder mit freundlichem Antheil.

„Sie lebt nicht mehr“, antwortete Marietta, „sie ruht schon seit sechs Jahren auf der Insel, wo die Todten in Venedig begraben werden.“

„Und Ihre Nichte, welche Sie heute zu erkennen glaubten?“ fragte das Fräulein.

„Ich habe seitdem nichts von ihr gehört“, erwiederte Marietta, ihre Augen senkend, während ein dunkler Schatten sich auf ihre scharfgezeichneten schwarzen Brauen

zu senken schien. „Damals war sie Sängerin beim Teatro Fenice.“

Fräulein von Kellberg sagte ihr noch ein gütiges Wort und wollte sich nun entfernen, als Marietta sie noch in bescheidener Weise bat, ihr den Namen der deutschen adeligen Dame zu nennen, welche sie mit einer so wunderbaren Aehnlichkeit an ihre verstorbene Schwester erinnert habe. Antoinette nannte etwas widerstrebend den Namen, und die Italienerin, damit zufrieden gestellt, verneigte sich tief, aber mit einem so sichern Blicke lächelnd, daß es unverkennbar war, der Name sei ihr nicht fremd. Das Fräulein fühlte sich dadurch unangenehm betroffen, sie vermied es jedoch, sich Gewißheit zu verschaffen und verließ Marietta, welche noch einen Augenblick in tiefe Gedanken versunken stehen blieb. Dalheim! Sie hatte den Namen wohl gehört — wie sollte ihr verschwiegen geblieben sein, was die ganze Gegend wußte? Ihre Herrin hatte mit ihr gleich davon gesprochen, als sie in der Gesellschaft bei ihrer Schwester die Neuigkeit erfahren hatte. Frau von Dalheim war die Braut des jungen, schönen Officiers, welchen der Kurfürst immer den Roland von Sayn nannte, sie war schon einmal hier durchgereist, wahrscheinlich zur Armee, um dort ihre Vermählung mit ihm zu feiern — etwas frei, aber was einer Jung-

frau nicht geziemt hätte, konnte sich eine Wittwe schon erlauben! Wittwen erlauben sich noch mehr. Leider war der schöne Bräutigam unterdessen von den Franzosen gefangen worden: Marietta wußte Alles. Ihr war es jetzt, da sie den Namen gehört hatte, nicht mehr wunderlich, die Dame neben Fräulein von Kellberg, ihrer künftigen Tante, gesehen zu haben — darüber war sie nicht in so tiefes Sinnen versunken, aber die Aehnlichkeit dieser Frau von Dalheim mit ihrer Nichte, der vielgefeierten Paolina Masolini vom Teatro Fenice, eine Aehnlichkeit, daß sie den theuersten Eid geschworen hätte, Paolina trotz der veränderten Kleidung erkannt zu haben, das war es, was sie nicht ruhen ließ. Sie entriß sich aber schnell ihren Gedanken und kehrte zur Gräfin, ihrer Herrin, zurück, um dieser zu sagen, daß sie sich ganz und gar geirrt habe und daß die Person, welche sie mit Fräulein von Kellberg gesehen, Niemand anders gewesen sei, als die Braut ihres Neffen. Die Gräfin war durch diese Nachricht sehr erfreut; sie hatte, am Fenster stehend, sich von Marietta eben noch eine Kleinigkeit an ihrer Toilette ändern lassen und war durch den lauten italienischen Ausruf derselben erschreckt worden, hatte dann aber, als die Dienerin ihr stürmisch den Grund erklärt und betheuert, daß ihre Nichte Paolina dort fahre, die schöne Frau scharf ins Auge

gefaßt — nun wußte sie, daß es nicht jene ihr höchst gleichgültige Sängerin aus Venedig, sondern die Braut des gefangenen Kellberg sei und sie allein konnte sich rühmen, die vielbesprochene Dame gesehen zu haben. Das mußte sie gleich ihrer Tochter und Schwester erzählen.

Fünftes Kapitel.

Eine Irrfahrt.

„Haben sie schon von dem Mann mit der eisernen Maske gehört?"

In der Gesellschaft, wo diese Frage geäußert wurde, konnte sie damals gebildete Damen fast beleidigen. Sollte man diese wunderbare Geschichte nicht kennen? Der geheimnißvolle Staatsgefangene Ludwig's des Vierzehnten, von welchem niemals ermittelt worden, wer er gewesen sei, war ja kaum fünfzig Jahre todt. Kein ungelöstes Räthsel hat wohl die Phantasie der Zeitgenossen und noch mancher spätern Generation mehr beschäftigt und selbst einen Voltaire zu Forschungen veranlaßt, die bis auf unser Jahrhundert von einzelnen Geschichtskundigen fortgesetzt worden sind.

„Wollen Sie uns in Ermangelung von etwas Besserm mit alten Geschichten unterhalten, Herr von Löwen?"

fragte lachend eine der Damen, welche bei dem Fräulein von Walderdorff zur Visite vereinigt waren. „Oder ist es Ihnen gelungen, zu erfahren, wer die eiserne Maske gewesen ist?“

„Ich wollte nur sagen“, erwiederte der junge Mann, „daß wir ganz in unserer Nähe auch eine eiserne Maske haben, nicht wörtlich zu nehmen, denn der Gefangene trägt überhaupt keine Maske, aber er ist doch ebenso geheimnißvoll aufgehoben und in festen Gewahrsam gebracht worden und Niemand hat eine Ahnung, wer er wohl sein könnte.“

Es war Herrn von Löwen gelungen, selbst die Aufmerksamkeit der einzigen Dame, von welcher sie ihm von Werth war, zu erregen. Auch die junge Gräfin Zandt richtete ihre Augen auf ihn. Er erzählte dann, was er durch Zufall erfahren hatte. Der Schleier, der so geflissentlich über die Entführung des Scharfrichters von Montabaur und sein Erlebniß im unbekannten Walde gezogen worden war, hatte auf die Dauer nicht ungelüftet bleiben können, da der Mann bei seiner Heimkehr, also noch vor seiner Anzeige und Aussage, natürlich seiner Frau Alles erzählt hatte, und wenn er ihr auch nachher, wie ihm befohlen war, Schweigen auferlegt, so war das schon zu spät und eine nachträgliche Dämpfung des einmal um sich greifenden Haide-

feuers nicht mehr möglich gewesen. So hatte auch Herr von Löwen von dem Ereignisse gehört und seinen Vetter, den Amtmann, gleich danach gefragt, der darüber sehr zornig auf den Schultheißen Büdelich und Meister Fritz geworden war. Es hatte sich aber nicht mehr ändern lassen.

In der Gesellschaft war Fräulein von Walderdorff die Einzige, welche darum wußte und zwar noch mehr, als der Erzähler, welcher doch immer nur die Thatsache, nicht ihren Zusammenhang und den Namen des Gefangenen kannte. Die übrigen Damen geriethen durch die interessante Geschichte in die größte Aufregung, welche nur Madlone nicht theilte; dieser kam sie zu abenteuerlich vor, um geglaubt zu werden, nicht die leiseste Ahnung sagte ihr, daß der Gefangene ihr nicht fremd, daß er ihr einst im Garten zu Engers mit einem letzten unvergeßlichen Worte genaht war.

„Aber das muß doch zu ermitteln sein!“ hieß es von allen Seiten. „Es wäre sehr liebenswürdig von Ihnen, wenn Sie uns darüber sichere Nachricht verschafften! — Einem unternehmenden Ritter kann nichts unmöglich sein!“

„Ich will mein Heil versuchen!“ erwiederte er, immer mit einem Blick auf Madlone, welche nach dem ersten Eindruck, welchen die Erzählung auch auf

sie gemacht hatte, wieder ganz ruhig auf ihre Arbeit sah.

Er wurde für diese Zusage belobt und ihm ein Dankpreis in Aussicht gestellt. Sein Auge richtete sich bei der Zusage feurig auf die Gräfin Zandt — erwartete er von ihr besonders jenen Preis oder hatte er sich mit Madlonens Mutter bereits verständigt über einen andern von höherm Werthe, der mit dem heut versprochenen nichts zu thun hatte? Im Laufe der Gesellschaftsstunde gelang es ihm, hinter Madlonens Stuhl ein Weilchen mit ihr unbeachtet sprechen zu können — unbeachtet wenigstens scheinbar, da sich die Damen höchst discret dabei benahmen. Er hatte von seinen Gefühlen gegen Madlone vor der Welt so wenig Hehl, daß sie in der Gesellschaft Niemand fremd waren und wenn er Madlonen selbst noch kein Geständniß gemacht, so war es nur, weil er das nicht für nöthig hielt, und sentimentale Scenen haßte. Sie mußte ja längst wissen, was er für sie fühlte und es blieb nur noch die Form des Antrags übrig; bei der Mutter war derselbe, wie er aus ihrem ganzen Betragen sah, schon im Voraus genehmigt. Heut schien ihm die Gelegenheit günstig, mit Madlone, alle Sentimentalität beiseit lassend, sich auszusprechen; er hielt sie nach ihrem ganzen Wesen für zu verständig, um sich dadurch vor fremden Augen aus

der Fassung bringen zu lassen. Der Scherz mit dem Ritterdanke, der ihm verheißen worden war, bot ihm für seine Werbung eine nicht zu ernste Form. Er fragte sie, ob er auch von ihr einen Dank zu hoffen habe, wenn er die eiserne Maske der Freusburg enthülle. Sie antwortete ihm unbefangen, daß sie an den Roman nicht recht glauben könne. „Ich lege auch für Sie keinen Werth darauf!“ versetzte er. „Im Gegentheil! Es könnte mir nur gefährlich werden, wenn Sie für den Gefangenen ein zu lebhaftes Interesse empfänden!“ — Sie blickte fragend zu ihm auf. — „Selbst ein Interesse für einen Unbekannten würde mich zittern machen“, fuhr er fort, „ich würde die schönste Hoffnung meines Lebens dadurch verdunkelt wähnen.“ Ihr Auge hatte sich gleich wieder gesenkt, jetzt erröthete sie — ein günstiges Zeichen! — sie war um eine Antwort verlegen — noch günstiger! — Warum sollte er ihr mehr Verlegenheit bereiten? Sie bedurfte ja keiner weitern Declaration, konnte er sich deutlicher aussprechen? — „Wir werden beobachtet!“ flüsterte er ihr noch zu und empörte dadurch ihr jungfräuliches Gefühl bis zur heftigsten Aufwallung, die sie nur mühsam bekämpfte. Ehe sie jedoch ein passendes Wort fand, wandte er sich leicht und glatt der neben ihm sitzenden Dame zu, die mit musterhafter Selbstverleugnung bis jetzt das angelegent-

lichste Gespräch mit ihrer Nachbarin geführt hatte, um das junge Paar ja nicht zu stören. Ein Ohr hatte sie darum doch für dessen Unterhaltung offen gehabt.

Nachdem die Gesellschaft sich getrennt hatte und Madlone mit ihrer Mutter zu Hause allein war, konnte sie ihren Unwillen nicht länger zurückhalten; sie beklagte sich über Löwen's Unverschämtheit, wie sie besonders seine letzte Aeußerung nannte und bat ihre Mutter, sie vor ihm zu schützen. Vergebens nahm diese für ihn Partei und führte seine Sache mit allen Gründen, welche sie nur auftreiben konnte. Madlone erklärte mit einer Heftigkeit, welche an ihr befremden mußte, daß sie einem Mann, der ihr solche Nichtachtung bewiesen, niemals freundlich, wie sonst, begegnen könne, wenn er sich aber gar Hoffnungen mache, wie die Mutter sie ausgesprochen, so könnten dieselben nie erfüllt werden. Die Gräfin wollte die Sache bei Madlonens Erregung nicht auf die Spitze treiben, sie suchte ihr Kind zu beschwichtigen und brach endlich ab, nicht ohne das unangenehme Bewußtsein einer erlittenen Niederlage. Sie hatte Madlone niemals recht verstanden, nun aber wurde sie ganz an ihr irre. Knöring war dem eigensinnigen Mädchen zu zart, zu galant gewesen, sie liebte, wie auch Marietta bemerkte, ein herzhaftes Benehmen — nun hatte sich Löwen mit einer Dreistigkeit, die seinem Namen

Ehre machte, um ihre Gunst beworben und wiederum hatte das ihr nicht gefallen! Welche Inconsequenz, welche Widersprüche!

Herr von Löwen war fern davon, das Mißfallen zu ahnen, das er sich zugezogen hatte. Er fand in der nächsten Zeit keine Gelegenheit, sich davon zu überzeugen. Die hiesigen Sitten, die er abscheulich altfränkisch schalt, gestatteten ihm nicht freien Zutritt zu allen Zeiten und an allen Orten, wie es ihm beliebte. Das war doch in Frankreich und Italien anders, natürlich, weil dort auch die Frauen anders waren. Aus Langerweile entschloß er sich wirklich zu einer irrenden Ritterfahrt, wie er sie den Damen im Scherz versprochen hatte, zuerst nicht entfernt der Meinung, sein Versprechen zu halten. Es konnte ja unmöglich Ernst gewesen sein, was sie von ihm verlangten. Indessen gab es ihm vielleicht in Madlone's ungläubigen Augen ein Interesse mehr, wenn er die neue eiserne Maske, deren Existenz sie bezweifelte, als wirklich vorhanden beglaubigte und zugleich ihre Persönlichkeit ans Licht zog.

Einen besondern Feldzugsplan entwarf er nicht, er war gewohnt, auf seiner Lebensbahn keine Hindernisse zu finden oder sie mit seinem Reichthum leicht zu beseitigen. Eins konnte er sich aber doch nicht damit für seinen Ausflug verschaffen: angenehmes Wetter. Der

Herbst hatte mit einem plötzlichen Umschlage allen Glanz und Schimmer verloren, der ihn bis jetzt bekleidet hatte. Tiefer Nebel fast jeden Morgen, so daß kein Schiff wagte, abzufahren, und wenn der Nebel gestiegen war, grauer Himmel, von welchem ein feiner, eindringlicher Regen herabstöberte, stürmische Winde zuweilen, welche das entfärbte Laub von den Zweigen rissen und die Wellen des Rheins zu erschreckender Höhe aufwühlten, empfindliche Kühle dabei und nach den altbewährten Bauernregeln auf langehin keine Besserung abzusehen! Es wäre für Herrn von Löwen jedenfalls bequemer gewesen, die Entdeckungsreise aufzugeben, wenn er sie nicht bereits auf der „Redoute" seinen Bekannten angekündigt und den Tag dazu bestimmt hätte. Man würde ihn, wenn auch nicht ins Gesicht, einen Weichling genannt haben, der sich vor Nebel, Regen und Wind fürchte. Auch war er bereits einige hohe Wetten auf das Gelingen seiner Expedition eingegangen. So zog er denn auf sein Abenteuer aus und war nur froh, daß er sich nicht verbindlich gemacht hatte, zu reiten, sondern in einem zugemachten Wagen bequem fahren konnte. Seines Amtes war ja nicht, dem Wetter zu trotzen, er war weder Soldat, noch Waidmann von Profession, wenn er auch in ritterlichen Künsten, besonders in der Waffenführung, Meister war. Da er

mit eigenen Pferden fuhr und die Wege sehr schlecht waren, so beschloß er sich nicht zu übereilen; der Gefangene konnte ihm ja nicht entrinnen. Er ließ es sich auch gefallen, daß sein Kutscher die große Landstraße nicht verließ, um den nächsten Weg von Bendorf über Sayn und Isenburg einzuschlagen, sondern lieber den bedeutenden Umweg über Neuwied, im förmlichen Zickzack, wählte. In Neuwied nahm er sogar Nachtquartier. Von da hatte er nun gerade Straße. Eine schlimme Nacht für den verwöhnten Reisenden! Was die Uebelstände der Herberge betraf, entsann er sich nicht, in Italien verdrießlicher darüber gewesen zu sein, und er haderte mit sich selbst, daß er aus Furcht, lächerlich zu werden, sich diese jammervolle Reise zur Ehrensache gemacht hatte. Draußen heulte der Sturm, warf Dachziegel herunter und peitschte den Regen, der gegen Abend stärker geworden war, gegen die Fenster. Die Lust, morgenden Tages umzukehren, regte sich in dem Schlaflosen: wer konnte ihm widerlegen, wenn er mit der Nachricht heimkam, daß der Gefangene so oder so hieß, dies oder jenes begangen habe, weiter transportirt oder zum Tode krank sei, so daß es unmöglich, selbst mit einem goldenen Schlüssel zu ihm zu dringen? Als dieser Gedanke Herrn von Löwen beruhigt hatte, schlummerte er endlich ein. Mitten in

der Nacht wurde er jedoch durch ein heftiges Klopfen an der Hausthür geweckt. Es dauerte lange, ehe Jemand im Hause darauf achtete, und er glaubte unten auf der Straße fluchen, auch ein Pferd schnauben zu hören. Endlich entstand Geräusch im Hausflur, über welchem Löwen's Zimmer lag; er hörte laut fragen, wer da sei und eine unverständliche Antwort von der Straße, dann knarrte die Hausthür und der Hufschlag eines Pferdes ging durch den Flur. „Der wird auch froh sein, unter Dach zu kommen!" dachte Löwen, indem er sich seufzend auf die andere Seite warf. In Italien — warum mußte er nur heut immer an Italien denken? — dort waren die Betten wenigstens breit, hier lief man bei jeder Wendung Gefahr, hinauszufallen. Und wenn dort die kurze Nacht vorüber, die der zauberischen Gondelfahrt auf dem mondhellen Canal grande zu Venedig oder dem süßen Geplauder unter den Pinien einer römischen Villa gefolgt war, dann lachte der ewigblaue Himmel im dunkelsten Ultramarin über dem Götterlande — „warum bin ich dort nicht geblieben, habe mich dauernd fesseln lassen, sie unauflöslich an mich gekettet, für die ich doch keinen vollen Ersatz in dem kalten Deutschland finden kann, selbst wenn . . ." Seine Gedanken wurden durch Geräusch und Stimmen im Nebenzimmer unterbrochen. Der nächtliche Gast wurde

dort einquartiert. Löwen horchte, er konnte aber nichts verstehen, der Angekommene blieb allein, entledigte sich lärmend seiner Stiefeln und verrieth bald durch ein lautes Schnarchen, daß er fest eingeschlafen sei. Wie beneidenswerth erschien er dem Wandnachbar, doch gewann auch dieser noch ein paar Stunden Schlaf, aus welchem er erst erwachte, als es schon heller Tag war. Zu seiner Verwunderung war die Stube mit Sonnenlicht erfüllt. Der Wind hatte sich verändert, die Wolken verjagt und den schönsten Morgen heraufgeführt. Löwen stand in bester Stimmung auf und schämte sich jetzt der gestrigen Schwäche, die ihn mit elenden Lügen hatte heimschicken wollen. Sein Nachbar, wie er auf Befragen hörte, war schon fort: ein gemeiner Mann auf einem wunderschönen Pferde, so erzählte der Wirth, der in der Nacht nicht aufgestanden war, sonst würde er ihn nicht in einer der besten Stuben, sondern im Stall haben schlafen lassen. Er war naß, wie eine gebadete Katze angekommen, da hatte der Hausknecht nicht sehen können, daß er nur Seinesgleichen vor sich habe, doch hatte der Mann gut bezahlt, also konnte man nichts gegen ihn haben. Er war schon bei Tagesanbruch abgeritten, wohin, hatte er nicht gesagt. Der Wirth neigte sich stark zu der Meinung, daß er das Pferd gestohlen habe.

Herr von Löwen hielt sich nun auch nicht länger auf. Er verließ mit Neuwied auch das Rheinufer und fuhr nach Isenburg hinauf, wo er eine kurze Rast zu machen gedachte. Die Lage des Orts in reizender Gegend gefiel ihm, da er ein Liebhaber schöner Landschaften war, besonders machte die alte Burg auf ihrem steilen Felsen einen pittoresken Eindruck und er hielt sich länger dort auf, als eigentlich seine Absicht gewesen war. Ein kleiner alter Herr, welchen er traf, erzählte ihm viel von der frühern Geschichte Isenburg's, von den vier Ritterhäusern, welche die Burg im Innern umschlossen, nicht immer im besten Vernehmen mit einander, von dem berühmten Grafen Salentin, der oftmalen seine Eisenfaust auf den Rheinstrom und seine friedlichen Meßfahrer gelegt, bis ihn der gewaltige Erzbischof von Trier, Kuno von Falckenstein, zu Paaren getrieben hatte. Da der kleine Herr in der Gegend sehr bekannt schien, fragte Löwen: ob er auch von der Freusburg Bescheid wisse, worauf ihn Jener ganz betroffen durch seine Brille anblickte.

„Ich will die Burg besuchen", sagte Löwen. „Man erzählt sich eine wunderliche Geschichte, welche sich vor einiger Zeit an der Grenze des Trierschen zugetragen hat; sollten Sie nichts davon gehört haben?"

„Sie meinen —", fragte der kleine Herr vorsichtig.

„Ich meine den Gefangenen, welcher auf der Burg

in Verwahrsam gehalten wird", erwiederte Löwen. „Sie wissen doch jedenfalls, was mit ihm geschehen ist — und können mir vielleicht über ihn einige Aufklärung geben. Es ist ja eine Begebenheit, welche an den Mann mit der eisernen Maske zu Pignerol erinnert!"

„Die eiserne Maske! O ja, diese Geschichte kenne ich — obgleich . . ."

„Von der wollen wir nicht reden!" unterbrach ihn Löwen. „Ich meine die masque de fer auf der Freusburg!"

„Ja wohl, gnädiger Herr!" versetzte der alte kleine Mann, der von Löwen's Auftreten längst auf seine vornehme Geburt geschlossen hatte. „Aber je weniger man von diesem Mysterium redet, desto besser. Ja, wenn Sie nicht besondere Interessen daran nehmen, so würde ich Ihnen rathen, lieber die ganze Reise aufzugeben, Zutritt erhalten Sie doch nicht, — und Sie verschlimmern nur die Lage des Gefangenen, denn die Nachfragen erregen Aufmerksamkeit und da keine Besatzung auf der Burg liegt, die nur noch zum Gefängniß dient, so könnte man eine gewaltsame Befreiung fürchten."

„Ei, das wäre ja interessant!" rief Löwen. „Daran würde ich mich betheiligen, Sie doch auch, lieber Herr? Im Interesse der Humanität, welche man gegen den

Gefangenen mit Füßen getreten hat! Wer ist aber dieser gefährliche Staatsverbrecher, mit welchem man nicht gewagt hat, kurzen und öffentlichen Proceß zu machen? Er muß einer sehr mächtigen Familie angehören, die man nicht compromittiren will!"

„Es könnte auch sein, daß man sich nicht compromittiren will", erwiederte der kleine Herr.

„Sie sind eingeweiht!" rief Löwen. „Lüften Sie den Schleier des Mysteriums! Sie sollen an mir keinen Undankbaren finden, ich bin nicht bei der Sache selbst interessirt, aber ich habe meine Gründe, sie aufzuklären."

Der alte Herr ließ sich jedoch auf nichts ein, empfahl sich bald darauf und wanderte im Thale hinab. Löwen erfuhr jetzt seinen Namen, und hörte, daß er der Bruder des Abtes zu Sayn war. Er war heut früh mit Reisenden heraufgekommen, welche sich hier nicht aufgehalten hatten; Dr. Ohm war aber geblieben bis jetzt und hatte, wie er oft pflegte, die Burg Isenstein bestiegen, von wo er kurz vor der Ankunft des gnädigen Herrn zurückgekehrt war. So der Bescheid, welchen Löwen erhielt. Was sollte er nun thun? Den Rath, den ihm der Bruder des Abtes gegeben hatte, befolgen und umkehren, da er doch auf der Freusburg weder den Gefangenen sehen noch etwas über ihn erfahren, sondern

eher seine Haft verschärfen würde? Oder die Fahrt fortsetzen, um wenigstens jede Möglichkeit erschöpft zu haben? Er fragte nach der Entfernung; sie schien sich, nach der Angabe des dummen Volks, seit Neuwied eher vergrößert als verringert zu haben, man rechnete noch fünf Meilen heraus. Das war nun zwar unmöglich, aber eine langweilige Fahrt blieb es immer und Löwen hatte im Grunde durch den alten kleinen Herrn genug erfahren. Aus der Andeutung, daß man bei dem Mysterium eher sich selbst, als die Familie des Gefangenen zu compromittiren gefürchtet, und derselbe aus Besorgniß vor einer gewaltsamen Befreiung scharf bewacht werde, jede Nachfrage sein Loos verschlimmern, ja einen Weitertransport in ein anderes Gefängniß zur Folge haben könne, ließ sich bei geschickter Behandlung schon etwas machen, um die Reise als vollkommen gelungen darzustellen.

„Ist der Doctor Ohm vielleicht von Altenkirchen gekommen?“ fragte Löwen noch.

„Von Sayn!“ lautete der Bescheid. „Er kommt manchmal zu Fuß her: Sayn ist nur fünfviertel Stunden von hier und er ist noch ein rüstiger Spaziergänger. Heut aber ist er mit einem Wägelchen gekommen, mit einer fremden Frau und einem jungen Menschen, die sind dann weiter gefahren.“

„Nach Altenkirchen?“ fragte Löwen, der sich nicht von dem Namen losreißen konnte.

„Immer möglich!“ hieß es. „Nach Dierdorf wenigstens — der Weg nach Altenkirchen geht über Dierdorf. Es war ein sehr schönes Frauenzimmer, so recht stolz und vornehm!“

„Ei!“ rief Löwen. „Der alte Herr hat sie Euch nicht genannt?“ Als die Frage verneint wurde, fiel ihm plötzlich ein, daß die fremde schöne Frau wohl gar in Beziehung zu dem Gefangenen stehen könne und nach der Freusburg gereist sei, um ihn zu befreien oder heroisch sein Loos mit ihm zu theilen. Auch das konnte er bei dem Bericht über seine Erfolge benutzen — es reizte ihn aber zugleich, die Fahrt doch nicht leichtfertig abzubrechen, wo er vielleicht an der Schwelle der interessantesten Entdeckungen stand.

Seine Vermuthung über das Reiseziel der unbekannten schönen Frau schien wirklich eine Inspiration gewesen zu sein. Auf der Freusburg stellte sich wenigstens noch an demselben Tage eine fremde, tief verschleierte Dame, gefolgt von einem jungen, sehr anständig gekleideten Diener, ein, welche eine schriftliche Erlaubniß Seiner Durchlaucht des Markgrafen von Ansbach präsentirte, den Gefangenen, dessen Namen ausdrücklich darin genannt war, zu besuchen. Das Papier

war von dem Markgrafen unterschrieben, mit seiner Namenschiffre unter der Krone besiegelt und von dem Amtmann zu Altenkirchen, wo sich die Dame zuerst gemeldet hatte, ausdrücklich autorisirt. Der Beamte auf der Freusburg nahm also keinen Anstand, die so vielfach beglaubigte Erlaubniß zu respectiren, jedenfalls mußte sein Vorgesetzter zu Altenkirchen die ganze Verantwortung dafür übernehmen. Er führte die Dame, nachdem er sich die Schlüssel zu dem Zimmer des Gefangenen hatte reichen lassen, mit zuvorkommendster Höflichkeit zu ihm, dessen Namen er bei dieser Gelegenheit erfahren; wahrscheinlich war sie die Gemahlin desselben. „Ich werde Euer Gnaden anmelden", sagte er in der Hoffnung, daß sie sich ihm nennen würde.

„Das ist nicht nöthig!" erwiederte sie jedoch auf sein Anerbieten. „Oeffnen Sie nur die Thür und lassen Sie uns allein."

Ihr Ton hatte so etwas Gebieterisches, ihr Benehmen war so stolz, daß er keinen weitern Einspruch wagte. Er schloß die dreifach verwahrte Thür auf und hätte sie, als die Dame eingetreten war, gern länger offen gelassen, um etwas zu erlauschen. Aber sie winkte ihm, sobald sie die Schwelle überschritten hatte, so heftig mit der Hand, daß er schnell gehorchte. Verlassen durfte er die Thür jedoch nicht, einzuschließen wagte er das

Paar auch nicht, wie hätte sich die Dame bemerklich machen sollen, wenn sie sich wieder zu entfernen wünschte? Es blieb ihm also nichts übrig, als draußen geduldig zu warten, bis die wahrscheinlich sehr lange Unterredung zu Ende sein würde.

Der Gefangene war aufgesprungen, als er die verschleierte Dame bei sich eintreten sah. Im ersten Moment hatte er in ihr einen Engel der Rettung zu sehen geglaubt: seine Tante Antoinette! Wer sollte sich außer ihr um sein Schicksal gekümmert, den Weg zu ihm gefunden haben? Aber das war nicht ihre hohe Gestalt — und die Dame ließ ihn auch, sobald die Riegel hinter ihr wieder geklirrt hatten, keinen Augenblick länger im Zweifel, sie schlug ihren Schleier zurück.

Er zuckte wie von einem Blitzstrahl geblendet. „Pauline!" rief er.

Sie eilte mit offenen Armen auf ihn zu; an seine Brust wollte sie stürzen, den sie endlich wiedergefunden hatte, von dem sie sich nie mehr trennen wollte. Er aber faßte ihre Hand nur und wich ihrer Umarmung aus: es durchbebte sie wie ein eisiger Schauer und ihre schwarzen Augen richteten sich mit einem Blick des Staunens und der Angst auf ihn.

„Max?" fragte sie mit einem Tone, der ihm durch die Seele ging.

„Wie ist es Ihnen möglich gewesen, mich aufzufinden?" entgegnete er. „Welchen Gefahren setzen Sie sich aus!"

Sie blickte ihn noch einen Moment starr an, ihre Hand entzog sich der seinigen, dann schlug sie beide Hände vor die Augen und sank auf den Sessel, von welchem er bei ihrem Eintritt aufgesprungen war.

„Pauline, ich bitte Sie, geben Sie sich nicht dieser Aufregung hin!" bat er in großer Bewegung. „Erklären Sie mir —"

„Was soll ich Dir erklären?" rief sie heftig, indem sie ihr schönes Antlitz, mit Thränen bethaut, zu ihm wandte. „Bedarf es einer Erklärung für Dich, daß ich hier bin? nun wohl, Herr von Kellberg, dann ist mein Hiersein eine Schmach für mich und ich will sie so schnell all möglich von mir abwerfen!"

„Lassen Sie uns Alles ruhig besprechen, Pauline!" sagte er, ihre Hand, die sich ihm versagen wollte, von Neuem ergreifend. „Wir haben Abschied von einander genommen, Abschied auf immer — haben wir nicht, Pauline?"

„Dein Leben aber schwebte in Gefahr!" rief sie. „Der Tod war Dir geschworen, Du warst *verurtheilt*, verfolgt! Ich mußte Dich warnen — auch ich *entfloh*, Deine Spur zu suchen. Wir hatten Abschied genommen

für das Leben — Ihnen mag es leicht geworden sein, Herr von Kellberg . . . denn Sie haben mich nie geliebt! Nie, niemals!" fuhr sie heftig fort, als wolle sie ihm jedes Wort, zu dem ihn der Moment vielleicht hinreißen könnte, abschneiden. „Wie wär's auch möglich gewesen! Mich, das elende Geschöpf, wie hätte mich ein Mann wie Du lieben können mit einer wahren, ewigen Liebe! Wir trennten uns auf Niewiedersehen. — Du gingst hinaus einer ruhmvollen Laufbahn entgegen, ich blieb zurück in dem verhaßten Joch, nun wohl verachtet von Dir, aber so unglücklich, Max! . . . Davon wollte ich aber nicht reden!" unterbrach sie sich selbst, den weichen Ton, der ihre Stimme sinken ließ, bis zur Rauheit verhärtend. „Ich soll Ihnen erklären, wie ich hierher gekommen bin? Gleichviel das! Ich mußte Sie warnen: Sie waren nicht mehr, wo ich Sie suchte. Ich fühlte, daß ich kein Recht hatte, Ihnen zu folgen, ich stahl mir dies Recht in der Meinung Anderer, — denn ich wähnte, Gefahr und Tod müßten uns wieder vereinigen! Es war ein Wahnsinn von mir — nach Ihrem Abschiedswort!"

„Thun Sie mir nicht Unrecht!" sprach er tief bewegt. „Bin ich unfreundlich von Ihnen geschieden? Haben wir uns nicht ausgesprochen, daß es zu unserm Besten ist, wenn wir uns auf ewig trennen?"

Sie schwieg, sie war erschöpft. Vor der Thür ließ sich der Tritt des auf- und abgehenden Beamten hören.

„Ich danke Ihnen aus vollem Herzen die Treue, welche Sie zu diesem Schritte bewogen hat“, fuhr er fort. „Gott ist mein Zeuge, wie heiß ich wünsche, daß Sie Frieden und Glück finden mögen!“

„Lassen Sie mich reden, die Minuten sind kostbar!“ sagte sie, ihre gesunkene Kraft wieder aufraffend. „Ich war bei der Armee, wo ich Sie zu finden hoffte; Sie waren unterdessen schon Ihrer Freiheit beraubt, man sagte mir, bei den Franzosen gefangen — ich kannte einen französischen Prinzen . . . den ich in Venedig kennen gelernt —“ ihre Lippen zuckten in feindseliger Bitterkeit — „ich verschmähte es nicht, im französischen Heere nach Ihnen zu forschen — Niemand konnte mir Auskunft geben, da erfaßte mich eine Ahnung der Wahrheit, ich eilte zurück nach dem Rhein — Ihre Tante bestätigte mir Alles.“

„Meine Tante Antoinette?“ rief Max. „Sie haben sie gesehen, gesprochen?“

„Ich war in ihrem Hause zuerst — ich sah sie dann wieder; von ihr weiß ich, was Ihnen mit der Grausamkeit eines Ezzelino widerfahren ist — und ich bin hier, Sie zu retten.“

„Pauline!“ rief er, von dieser Aussicht aufgeregt.

„Aus diesem Geschenk, das ich einst angenommen, habe ich den Schlüssel, in Ihren Kerker zu gelangen, geschmiedet“ — sie zeigte ihm den funkelnden Topasring mit dem fürstlichen Namenszuge. „Mehr konnte ich daraus nicht gewinnen, ich hätte eben so gut den Befehl zu Ihrer Freilassung besiegeln können, den würde aber kein Weib überbracht haben. Zur Freiheit müssen Sie sich nun selbst helfen! Man hat Sie Ihrer Waffen beraubt“ — sie vermied sein Auge, als sie nach kurzem Stocken fortfuhr — „ich bringe Ihnen eine gute Waffe . . .“ In ihrer Hand sah er plötzlich einen Dolch, den sie ihm überreichte.

„Ich verstehe Sie nicht!“ fragte er betroffen.

„Die Thür ist offen — draußen steht ein einzelner Mann — Bewaffnete sind nicht im Schloß, ein kühner Muth kann sich den Ausweg überall bahnen, im Hofe steht mein Wagen und Rhnold, nehmen Sie sich des Knaben an, führen Sie ihn auf den Weg der Ehre . . .“

„Pauline!“ unterbrach er sie mit unwilligem Erstaunen. „Ich soll mir die Freiheit durch einen Meuchelmord erkaufen — mit dem Dolch statt des Degens — und Sie —?“

„Mein Schicksal kümmere Sie nicht! Eilen Sie! Hinweg mit schwächlichen Bedenken! Hat sich Ihr Feind

ein Gewissen daraus gemacht, Sie mit Todesqualen zu martern? Nehmen Sie die Waffe!"

„Nimmermehr!" sagte er, ihre Hand mit dem Dolch von sich abweisend. „Ich bin ein deutscher Edelmann!"

„Und Paolina Masolini . . ." entgegnete sie mit dem bittersten, aber zugleich schmerzlichem Tone. „Sie haben Recht — ich hätte Sie besser kennen sollen! Mein Zweck ist verfehlt — ich werde einen andern Weg suchen. Den armen Wicht draußen hätte mein Stahl schuldlos getroffen . . . er klopft schon an die Thür! Du willst nicht, Max! Die Unwürdige soll Dich nicht retten?"

„Sprich so nicht, Du arme Paolina! Du kannst dennoch etwas für mich thun! Laß den Herzog von Braunschweig, meinen Feldherrn, wissen, daß einer seiner Officiere durch Verrath von dem Heere hinweggeschleppt worden ist, laß ihn wissen, wo ich bin und wer mich festhält: er ist der Mann dazu, mir Genugthuung zu verschaffen!"

„Und glaubst Du, daß man Dich auf seine Forderung freigeben wird?" rief sie. „Wenn man sie nicht abschlagen kann, wird man das grausame Possenspiel, das mit Dir getrieben worden ist, in Ernst verwandeln: man wird Dich tödten!"

„Besser, als wenn ich meine Hand mit ehrlosem Mord beflecke!"

Sie hatte kein Verständniß für diesen Sinn, fester umschloß sie den Griff des Dolches mit ihren zarten Fingern und ihr Auge ruhte glühend auf dem Manne ihrer Leidenschaft. Sie konnte in diesem Moment, wo Alles für sie verloren war, durch eine rasche That sich mit ihm untrennbar auf ewig verbinden: im Tode! und ihre Seele, von Wahnsinn bethört, lechzte nach seinem Blute, um das ihrige in heißer Flut nachstürzen zu lassen.

Da klopfte es nochmals, jetzt sehr vernehmlich an der Thür und sie riß sich plötzlich los.

„Leb' wohl, Max!" sagte sie hastig. „Wir trennen uns — getrennt werden wir bleiben . . . diesseit und jenseit des Grabes! Du hast es mir heut ausgesprochen . . . Aber ich werde Dich dennoch retten und rächen! Dann wird mein Schicksal erfüllt sein!"

Sechstes Kapitel.

Der Widerruf.

Eine andere Hand hatte schon gethan, was der Gefangene für den geraden ehrlichen Weg zu seiner Rettung hielt. Als Antoinette Kellberg die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß von Seiten des Kurfürsten kein energischer Schritt für Max geschehen werde, weil er sich schwer gegen die Person seines Herrn vergangen, war bei ihr der Entschluß, sich an den Herzog von Braunschweig zu wenden, zur Ausführung gekommen. Von Frau von Dalheim hatte sie nichts weiter gehört, die war gleich einem Meteor plötzlich erschienen und wieder verschwunden und hatte sie nur in Zweifeln zurückgelassen. Antoinette, deren ganzes Wesen Lauterkeit und Klarheit war, konnte durch das Verhältniß, welches unleugbar zwischen Max und dieser Frau bestanden hatte, nur betäubt werden; gleichwohl hatte die Fremde für

sie eher etwas Anziehendes, als Abstoßendes, sie fühlte Mitleid mit ihr, und ihre Liebe zu Max, welche sie über die Schranken der Weiblichkeit hinaus riß, rührte das treue Herz der Tante. Was aber sollte sie von ihr hoffen? War es denkbar, daß der Fürst, der ein Recht auf sie zu haben meinte, durch sie bewogen werden konnte, den Mann zu begnadigen, der zwischen ihn und sie getreten war, den er mit dem Degen in der Hand bei einer traurigen Ueberraschung, wie Antoinette sich dachte, angegriffen und der gegen ihn, seinen Herrn, die Waffe gezückt hatte? Die leidenschaftliche Frau hatte ja nicht einmal von einer Fürbitte hören wollen und ihr Gebahren ließ fast eine Gewaltthat fürchten, welche Max vielleicht in ihrem verblendeten Sinne rächen, nimmermehr aber retten konnte! Hier war nur trübes Dunkel — der einzige Weg zur Rettung blieb die offene und einfache Anrufung des Feldherrn um Schutz und Hülfe. Sie hatte ein Schreiben an ihn gerichtet und mit einiger Mühe endlich doch von ihrem Schwager Stein die Erlaubniß erlangt, daß der Mensch, der ihr so viel Anhänglichkeit bewiesen hatte, auf dem Pferde ihres Neffen, den Brief wenigstens bis zu einem Landgute in der Gegend von Isenburg bringen durfte, wo ein Kamerad ihres Neffen während der Winterquartiere auf Urlaub war. Mit diesem hatte Max oft von

seiner Tante zu Sayn gesprochen, und der Officier war auch schon einmal hier gewesen, um zu hören, ob Max ihr noch immer kein Lebenszeichen gegeben habe; sie wollte nun durch ihn das Schreiben sicher an den Herzog gelangen lassen. Der Bote, den sie damit fortgeschickt hatte, war aber nicht zurückgekehrt — er war ganz ausgeblieben! Antoinette hoffte noch drei Tage lang und wies den Spott ihres Schwagers mit großer Geduld durch den Glauben ab, daß Veit mit dem heftigen Pferde, das er nicht habe reiten können, irgend einen Unfall erlebt habe. Als aber weder er selbst, noch irgend eine Kunde über ihn eintraf, verstummte sie, um Stein, der sie mit ihrem blinden Vertrauen neckte, nicht noch mehr zu reizen. Statt des Knechts, der mit dem schönen Goldfuchse verschwunden war, kam eines Tages Dr. Ohm mit einer Nachricht, welche im Stein'schen Hofe großen Eindruck machte. Frau von Dalheim war wieder bei ihm gewesen, hatte sich ihm vertraut und ihn, weil er ihr schon durch den Samariterdienst an ihrem Begleiter eine Freundlichkeit bewiesen, um eine neue gebeten. Sie hatte ihm erzählt, daß ihr Verlobter auf einem Schlosse bei Altenkirchen gefangen sitze, in Folge früherer Verwickelungen, und daß sie mit einer schriftlichen Erlaubniß des Markgrafen von Ansbach komme, um ihn zu besuchen. Da der nächste Weg von Coblenz,

wie man ihr gesagt, sie über Sayn führte, habe sie gehofft, durch den freundlichen Mann, der sich ihrer schon einmal angenommen habe, die beste Auskunft über die Lage und die ganzen Verhältnisse in Altenkirchen, wo sie ihre fürstliche Erlaubniß, von dem Markgrafen unterschrieben und besiegelt, wohl zuerst präsentiren müsse, wie über die Burg, deren Namen ihr schwer auszusprechen fiel, zu erhalten. Er habe ihr denn auch Alles, was er darüber wisse, mitgetheilt und sie auf ihren Wunsch noch bis Isenburg begleitet, dort sei sie gleich weiter gefahren, habe ihn aber gebeten, nicht eher von ihrem Besuch bei ihm zu sprechen, als bis sie zurückgekommen sei. Darauf habe er denn länger warten müssen, als er vorausgesetzt, erst gestern sei Frau von Dalheim, und zwar ohne den jungen Rynold von Rhuden, zurückgekehrt, habe sich jedoch nur eine kurze Weile bei ihm aufgehalten, — in einer Stimmung, welche sich nicht beschreiben lasse! Sie habe auf seine theilnehmenden Fragen und Erkundigungen keine Antwort gegeben, sondern ihn nur gebeten, der Tante des Herrn von Kellberg zu sagen, daß sie ihr verzeihen möge, wenn sie unter einem falschen Anspruch hier aufgetreten sei, es sei aber die einzige Möglichkeit gewesen, eine heilige Verpflichtung gegen Herrn von Kellberg zu lösen. Sie habe sein Unglück verschuldet, sie müsse es wieder von

ihm abnehmen. Einen andern Anspruch habe sie nicht, das Fräulein möge sich erinnern, daß sie gegen Andere nur, nicht gegen die nächste und theuerste Verwandte, sich die Braut des Herrn von Kellberg genannt habe — die Tante möge ihr verzeihen, und wenn sie es könne, für sie beten! Mit diesem Auftrage, den sich Dr. Gerhard möglichst wörtlich gemerkt hatte, war sie von ihm geschieden.

Das Schicksal des jungen Mannes war Ohm nicht unbekannt geblieben, die Kunde von dem Vorfall bei Montabaur hatte ihren Weg auch in die Einsamkeit des Klosters zu Sayn gefunden und der alte Herr sich den Zusammenhang bald combinirt. Seit vielen Jahren entsann er sich keines so anhaltend störenden Eindringens äußerer Begebenheiten in seine stille Zelle, als er jetzt erduldete, aber es hatte diesmal für ihn eine gewisse Anziehungskraft, wenn er auch oft darüber seufzte. Hätte er nur die ganze Kette dieser Begebenheiten wie eine seiner genealogischen Tafeln ohne ein fehlendes Glied zusammenstellen können! Aber Alles beruhte nur auf Hypothesen und Combinationen! Die Fremde hatte ihm die neuen Räthsel nur eben hingeworfen, ihm nicht gesagt, wie sie den Gefangenen, der also nicht ihr Bräutigam war, gefunden und verlassen hatte, wo der junge Rynold geblieben war, und weshalb sie in einer so

furchtbar aufgeregten Stimmung sei, daß man sich des Aeußersten von ihr versehen durfte. Ebenso wenig sprach Fräulein von Kellberg, welche seinen Auftrag mit sichtlicher Aufregung angehört hatte, ihre Meinung gegen ihn aus, und nur mit Stein, als dieser ihn später eine Strecke begleitete, ließ sich ein Wort reden, das wieder festen Grund nach der Luftfahrt durch die Region der Vermuthungen gewann.

„Frauenzimmer und kein Ende!" sagte Stein. „Diese Dalheim ist die Maitresse des Onolzbachers, da haben Sie die ganze Geschichte. Meine Frau ist wohl schon lange dahinter gekommen, sie wollte mir's nur nicht gestehen, weil die Nette mit ihrem Max so viel Wesens macht. Sie prellen ja zur Seite, wie ein scheues Pferd, Doctorchen!"

Der kleine alte Herr war in der That vor Stein's Enthüllung sehr erschrocken. Sollte er wirklich mit einem Femininum dieser Species, von welcher er nur eine dunkle Vorstellung hatte, in unmittelbare Berührung gekommen sein, ihm graute vor seiner eigenen Klause, welche durch ihre Gegenwart entweiht war — was mußten die Menschen von ihm denken, wenn es bekannt wurde! — „Sollte hier kein Irrthum, kein falscher Schein obwalten?" fragte er kleinlaut.

„Nun, gestempelt wie die Schafe werden sie frei-

lich nicht!“ erwiederte Stein. „Aber die Geschichte ist einfach — der Max ist von ihr, wie solche Weibsen sind, gekirrt worden, er hat sich vielleicht fangen lassen, vielleicht auch nicht, aber der Eigenthümer ist eifersüchtig geworden, sie sind einmal zusammen gekommen, der Max mag den Respekt vergessen haben, was ich ihm als Edelmann nicht verdenken kann — denn von Haus aus sind doch alle Fürsten auch nur Edelleute, von deren Ahnherren Einer mehr Glück gehabt, als ihre Nachbarn, und sich über sie erhoben, Land und Leute unter sich gebracht hat. Bei unsern geistlichen Fürsten zeigt sich das ja noch bis auf diesen Tag. Was sind sie denn von Geburt, bis sie die Bischofsmütze und den Krummstab erhalten? Einfache Edelleute, wie wir! Eigentlich müßte es im ganzen Reiche so sein! Fürsten auf Lebenszeit, gewählt aus dem gesammten Adel! War's nicht bei den alten Deutschen so, gelehrter Herr?“

Vor der Idee, die nach Majestätsverbrechen und Hochverrath klang, und eines Franziskus von Sickingen würdig gewesen wäre, erschrak Dr. Ohm wiederum, doch konnte er die in den letzten Worten enthaltene Berufung nicht von sich ablehnen. „Reges ex nobilitate sumunt, sagt freilich Tacitus“, erwiederte er, „jedennoch waren das andere Zeiten, die gegenwärtige

Verfassung unsers deutschen Reiches und aller Monarchien läßt sich nicht mit der rohen Urzeit vergleichen. Auch gab es allerdings bei einigen deutschen Stämmen schon damals erbliche Königsgeschlechter."

„Meinetwegen!" lachte Stein. „Ich werde die heutigen Fürstensöhne nicht um ihre Kronen bringen — mir fiele doch keine zu. Nur sollen sie nicht vergessen, daß wir die gleiche Ehre haben, wenn wir ihnen auch dienen müssen. — Nun, Doctorchen, ich muß umkehren. Sie können sich jetzt aus der Historie Ihren Vers machen. Aber kein weiteres Gerede davon. Ich hätte auch nicht schwatzen sollen, denn es bleibt eine unsaubere Geschichte."

„Sie können sich auf mich verlassen!" entgegnete Ohm. „Auch ich bitte darum, mein verehrter Herr von Stein, es wäre mir sehr unlieb, mit einer Frau von solcher Reputation —"

„Ihren guten Leumund zu verlieren!" ergänzte Stein lustig, als der alte Herr ganz verschämt stockte. „Ja, ja, diese Species, wie Sie sagen, ist höchst gefährlich — eigentlich müßten sie, wie die Klapperschlangen, irgend ein Spektakelinstrument tragen, daß man ihnen aus dem Wege gehen könnte. Wenn Sie schon wie eine Jungfer um Ihre Reputation bange sind, was sollen ehrbare Frauen sagen, denen sie, wie meiner Schwägerin Nette, den Augapfel gestohlen hat."

Antoinette und ihre Schwester beschäftigten sich viel mit der Erzählung Ohm's. So viel sich berechnen ließ, mußte die Dalheim gleich nach ihrer Begegnung mit Antoinetten in Coblenz ihren Entschluß zur Reise nach der Freusburg gefaßt haben — wie konnte sie aber schon zu der Erlaubniß des Markgrafen gekommen sein, Max besuchen zu dürfen? Dazu fehlte doch offenbar die Zeit! Durch Antoinette hatte sie erst Alles erfahren, vorher noch immer geglaubt, daß sich Max in französischer Gefangenschaft befinde; wie war es ohne Zauberei möglich, von Ansbach jene Ermächtigung zu erlangen, und ließ sich überhaupt glauben, daß der Markgraf sie gegeben hätte? Es war gewiß eine Unwahrheit, die sie sich gegen Ohm erlaubt hatte und ihre verzweifelte Stimmung mochte der Beweis sein, daß es ihr nicht geglückt war, Zutritt auf der Freusburg zu erlangen. Wie kam es aber, daß sie plötzlich den Anspruch, mit welchem sie hier erschienen war, fallen ließ, daß sie sich offen zu einer Unwahrheit bekannte? Von Allem, was Ohm erzählt hatte, war dieser Umstand für Antoinetten der wichtigste gewesen, und ihre Brust hatte hoch aufgeathmet, wie von einer schweren Last befreit, als sie gehört, daß Max sich nicht an diese Frau gekettet habe. Immerhin blieb genug, um das liebende Herz seiner mütterlichen Freundin zu betrüben, aber es fühlte, statt

des Unwillens, nur ein tieferes Mitleid mit der Unglücklichen, welche vielleicht durch eine traurige Verkettung von Schicksalen in die Lage gerathen war, in welcher sie sich, wenn sie eine wahre Liebe zu Max gefaßt hatte, doppelt elend fühlen mußte. Ja, sie wollte für die Arme beten!

Nach dem stürmischen Wellenschlage, der seit einiger Zeit in den friedlichen Hafen gedrungen war, trat auf einmal wieder Stille ein und der Winter kam, ohne daß ein Ereigniß ungewöhnlicher Art dieselbe gestört hätte. Von Coblenz, wo nun die meisten vornehmen und reichen Geschlechter des Landes ihren Aufenthalt wieder genommen hatten, verlautete nichts, obgleich Fräulein von Walderdorff versprochen hatte, ihrer Freundin Nachricht zu geben, sobald etwas in der bewußten Angelegenheit verlauten werde. Der Markgraf von Ansbach hatte also wahrscheinlich auf die Vorstellung des Kurfürsten, wenn dieser sich überhaupt zu einer solchen bewogen gefühlt hatte, noch gar nicht geantwortet oder sie abgelehnt. Von Westfalen her war nichts zu hoffen. Antoinette hatte zwar Gelegenheit gefunden, sich nach dem Kameraden ihres Max, welchem sie das Schreiben an den Herzog von Braunschweig hatte anvertrauen wollen, zu erkundigen, dieser war aber schon abgereist, ob zur Armee zurück oder noch zu einer anderweitigen

Benutzung seines Urlaubs, hatte sie nicht erfahren können, da seine Verwandten, bei denen er sich aufgehalten, nicht mehr auf ihrem Landsitze verweilten. Einen zweiten Versuch zu machen, hatte Antoinette aber nicht gewagt, sie wollte damit warten, bis sie fest überzeugt wäre, daß der erste seinen Zweck verfehlt hatte, denn seit sie von der Abreise des beurlaubten Officiers gehört, war sie von der Hoffnung durchdrungen, daß Veit, als er ihn nicht mehr getroffen, auf eigene Hand versucht habe, seinen Auftrag in anderer Weise auszuführen; eine Hoffnung, welche sie sich durch ihren Schwager nicht wegspotten ließ. Wie lange aber sollte sie warten? Sie hatte sich nach Frauenart dazu im Voraus einen gewissen Tag bestimmt; wenn bis dahin keine Nachricht eingegangen sei, wollte sie sich noch einmal durch Vermittelung eines der kürfürstlichen Minister, die eine neutrale Macht repräsentirten, mit ihrem Schreiben direct an den Herzog von Braunschweig wenden. Ihre Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt, und es war vorsichtig von ihr gewesen, daß sie von ihrem Vorsatze gegen Stein geschwiegen, dieser würde sie sonst in aller Freundschaft arg damit gequält haben. So aber sprach er selten von der ganzen Angelegenheit und fast nur um den ruchlosen Knecht zu verwünschen, der mit dem Goldfuchs durchgegangen war — er gab sich aber selbst

die größte Schuld. Warum hatte er sich bereden lassen, ihm zu trauen!

Auch gegen ihre Schwester war Antoinette jetzt nicht so offen, als sonst. Beide dachten zwar oft an den armen Max, den sie ganz in der Nähe wußten, ohne etwas für ihn thun zu können und wenn sie allein waren, sprachen sie auch von ihm, und Frau von Stein hoffte, daß irgend ein Anlaß doch seine Begnadigung herbeiführen könnte; in Ansbach konnten ja andere Verhältnisse eintreten, der Markgraf konnte sterben! Guter Gott, wenn Max auf den Tod des noch jungen Herrn warten sollte! Antoinette schob ihre Hoffnungen nicht so weit hinaus, aber sie äußerte dieselben nicht; es war auch Frauenart, daß sie daran einen gewissen Aberglauben knüpften — ganz frei war sie davon nicht, und noch heut giebt es viele sonst hochgebildete Seelen, welche an Vorbedeutungen und günstigen oder ungünstigen Zeichen und Einflüssen unerklärlicher Art hängen. Auch andere Hoffnungen, als die einer endlichen Befreiung aus der Haft, waren für Max in der liebevollen Freundin erwacht, von diesen sprach sie aber nicht einmal andeutungsweise gegen ihre Schwester. Als die fremde Gestalt zwischen ihn und sie getreten war, hatte sie in stillen Stunden um ihn geweint, daß der schöne Stern, der an seinem Lebenshimmel, wenn

auch wohl unerreichbar, aber doch segenbringend aufgegangen war, für ihn verdunkelt und verloren schien — jetzt hatte sich Alles wieder freundlicher gestaltet. Max war frei und hatte sich nie seiner Freiheit begeben! Viel gefehlt mochte er haben, aber er hatte sich wohl aus seinen Verirrungen erhoben, und das Frauenherz ist ja ein unerschöpflicher Born von Milde und liebevoller Vergebung! Antoinette hatte Madlone Zandt lange nicht gesehen; seit jener Erscheinung, die bei all ihrer Schönheit einen schwarzen Schatten über Antoinettens Hoffnungen geworfen hatte, war sie einer Begegnung mit Madlone eher ausgewichen, als daß sie dieselbe gesucht hätte. Deshalb hatte sie doch mit innigstem Antheil jede Kunde von ihr aufgenommen und sie in Gedanken begleitet, als man ihr von ihrem Aufenthalte bei den Cisterzienserinnen auf der Insel Niederwerth erzählt hatte. Wie traurig war ihr die Möglichkeit erschienen, daß Max auf sie doch einen tiefern Eindruck gemacht haben könne; was mußte sie bei all den Nachrichten über ihn gefühlt haben, welche ihr doch gewiß nicht verschwiegen geblieben waren! Vielleicht ließ sich ihre so wunderbar plötzliche Sinnesänderung in Bezug auf das Kloster daraus erklären. Antoinette hatte darum bei der Gräfin Hillesheim geforscht, ob diese sich der Einzelheiten jenes Abends, an welchem Madlone in der Gesellschaft erkrankt

war, noch genau entsinne. Mit ihr einmal im Vertrauen zu reden, hatte sie zwar versprochen, aber diese Gelegenheit bis jetzt nicht gefunden, auch nicht gesucht, denn sie hätte doch nur ihr Herz schwer gemacht, wenn sie ihre Besorgniß bestätigt gefunden hätte. Nach Coblenz, wo die Gräfin Zandt, wie ihre Schwester für den Winter ihren bleibenden Aufenthalt genommen hatte, war Antoinette seit jenem Besuch bei Fräulein von Walderdorff nicht mehr gekommen. Jetzt aber sehnte sie sich danach, Madlone zu sprechen und wenn sie allein war, bedachte sie schon Alles, was sie ihr sagen konnte, ohne sich und ihr das Geringste zu vergeben. Vielleicht hatte sie bis dahin schon erfahren, daß sich das angebliche Verhältniß, in welchem Max zu der fremden Dame stehen sollte, als ein Trugbild erwiesen hatte — sie wäre gern dabei gewesen, wenn Madlone diese Mittheilung zuerst vernahm; ein Blick hätte ihr dann mehr gesagt, als sie aus der längsten Unterredung mit ihr erfahren konnte! Indessen sorgte sie wenigstens dafür, daß der Widerruf, welchen Frau von Dalheim selbst gethan, seinen Weg in die Kreise zu Coblenz fand, es war eine Genugthuung, welche sie ihrem Max schuldig war. Sie schrieb der Gräfin Hillesheim darüber und war damit sicher, daß es nicht blos Madlone, sondern der ganze Kreis ihrer Bekannten erfahren würde.

Ehe Antoinette auf diesen Brief eine Antwort erhielt, der sie mit Spannung entgegen sah, kam ihr ein anderes Schreiben von unbekannter Hand, mit einem fremden Wappen gesiegelt, zu. Sie blickte zuerst nach der Unterschrift: „Im Auftrage Seiner Durchlaucht Ch. H. Ph. von Westphalen.“ Mit hochschlagendem Herzen las sie dann, was ihr der Geheim-Secretair des Herzogs von Braunschweig im Namen seines Herrn schrieb. Der Brief, welchen sie an den Herzog gerichtet hatte, war nicht verloren gegangen, sondern richtig abgegeben worden, was auch aus dem Knechte, der ihn in der Nachbarschaft von Isenburg zu weiterer Beförderung hatte abgeben sollen, geworden war. Von ihm war in der Antwort mit keiner Silbe die Rede; der Herzog ließ dem Fräulein von Kellberg auf ihr Schreiben nur eröffnen, daß er daraus zu seinem größten Bedauern ersehen habe, welcher Fall ihren Neffen, einen Officier, der ihm bereits durch seine Vorgesetzten empfohlen worden, betroffen und daß derselbe nicht vom Feinde, sondern von anderer Seite aufgehoben worden sei und noch detinirt werde. „Seine Durchlaucht, von diesem außergewöhnlichen Ereigniß befremdet, habe gleich die nöthigen Schritte gethan, um Aufklärung darüber zu erhalten und ihm, dem unterzeichneten Secretair, befohlen, das Fräulein seiner Theilnahme zu versichern. Vor Ein-

gang der erbetenen Renseignements lasse sich noch nicht beurtheilen, ob sich, abgesehen von der Satisfaction, welche zweifelsohne für die Thatsache selbst erfolgen werde, für die Person des Lieutenants von Kellberg etwas thun lasse — jedenfalls werde Seine Durchlaucht ihn nicht aus den Augen verlieren und könne das Fräulein sich versichert halten, daß Alles für ihn geschehen werde, was nach den Umständen möglich sei, dafern sich, worin das Fräulein möglicherweise nicht genau unterrichtet sei, constatiren lasse, daß besagter Officier wirklich seinen ordentlichen Abschied aus Markgräflich Brandenburg-Ausbachischen Diensten erhalten habe."

„Die alte Geschichte!" sagte Stein, als Antoinette den Brief, nachdem sie ihn rasch durchflogen, den Verwandten vorgelesen hatte. „Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus! Wäre der Oberbefehlshaber Deines Max ein simpler Edelmann, statt Herzog, so würde er ganz anders gegen das Markgräflein aufgetreten sein, das ihm einen Officier weggeschnappt hat. Ein blos adeliger General hätte ohne viel Federlesens den Luckner mit seinen Husaren losgelassen, und Dein Max säße schon wieder im Sattel. Der König Fritz wäre der Einzige gewesen, der es auch so gemacht hätte, an den hättest Du Dich wenden müssen, wenn es nicht gar so weitläufig gewesen wäre."

Antoinette las auch die Nachschrift, welche Herr von Westphalen aus eigenem Antriebe unter das ihm aufgetragene Schreiben gesetzt hatte. Sie sprach der Bekümmerten mehr Trost aus, als in dem befohlenen Texte enthalten war, und gab Zeugniß von dem edlen Charakter des ausgezeichneten Mannes, welcher dem Herzoge mehr als Freund und Rath, denn als Diener zur Seite stand. Obgleich Westphalen weder Militair, noch für den Militairstand besonders erzogen war, ist seine Wirksamkeit im Kriege eine sehr bedeutende gewesen, da er einen gereiften Ueberblick der europäischen Staatenverhältnisse, vorzüglich aber ein seltenes Talent für Alles, was den Krieg betrifft, besaß. Er war durch die ganze Dauer der Kriegszeit im Hauptquartier des Herzogs sein geschicktester, unermüdlichster Gehülfe in allen Kriegsgeschäften und Arbeiten des Kabinets und blieb auch im Donner der Schlacht stets an seiner Seite. In der äußerlich bescheidenen Stellung eines Secretairs besaß er das unbeschränkte Vertrauen seines Herrn, er schrieb dessen strategische Entwürfe nieder, gab die Operationen bis in das kleinste Detail an, bereitete dieselben vor und half sie in der Ausführung leiten, er allein besorgte die Generalstabsgeschäfte, so wie die Correspondenz über die ganze Administration der verbündeten Truppen, um zu verhüten, daß nicht das Geheimniß der Operationen

des Herzogs dem Feinde verrathen wurde. So war er gewiß der Berufenste, die Geschichte dieser Feldzüge zu schreiben, von welcher er aber nur zwei Bände vollendete, die sein Enkel, der preußische Minister von Westphalen, erst in unseren Tagen herausgegeben hat. Daß der Geheimsecretair auch die vertrauliche Privatcorrespondenz eines Herrn zu führen hatte, verstand sich von selbst, und hier fand er reiche Gelegenheit, seinen vortrefflichen Charakter im vollsten Maße zu bewähren. Manche Irrung und Verlegenheit war schon durch ihn verhindert, manche Schärfe gemildert, manches bedrückte Gemüth aufgerichtet worden, wie nun Antoinette von Kellberg. Er hatte ihr zwar keine bestimmte Hoffnung machen können, aber die Art und Weise, wie er sie auf einen guten Ausgang der Angelegenheit vertröstete, war so wohlthuend, daß selbst Stein sie anerkennen mußte. Wie hatte nun der Herzog Antoinettens Brief bekommen? Das Räthsel blieb ungelöst, da in dem Schreiben nur auf denselben Bezug genommen wurde, ohne seinen Empfang zu erklären, und alle Vermuthungen führten zu keiner Gewißheit.

„Mir ist nur an dem Fuchs etwas gelegen!“ sagte Stein. „Der Veit könnte immer drauf gegangen sein, wie er schon zehnmal verdient hat. Was soll ich Max sagen, wenn er herkommt und von mir sein Pferd zurückfordert?“

„Ach wäre er erst hier!“ erwiederte Antoinette seufzend. „Den Verlust des Pferdes wollte ich bei ihm verantworten!“

Sie beschloß nun, an Herrn von Westphalen zu schreiben, ihm für seine Benachrichtigung und die Theilnahme, die er ihr bewiesen, zu danken und ihm die Sache ihres Neffen unter Angabe aller neuern Ermittelungen dringend an das Herz zu legen. Dabei konnte sie auch einfließen lassen, auf welchem Wege sie ihr Schreiben zur sichern Beförderung an den Herzog abgesandt habe, und daß sie in Sorgen über den Verbleib ihres berittenen Boten schwebe, welcher nicht zurückgekehrt sei. Vielleicht fand sich der menschenfreundliche Mann bewogen, ihr darüber noch eine Mittheilung zugehen zu lassen.

In Coblenz war der Brief Antoinettens an die Gräfin Hillesheim eine Weile liegen geblieben, weil diese mit mehreren verwandten Familien nach Trier gereist war, wo ein naher Vetter ihres Hauses seine goldene Hochzeit feierte und dazu von nah und fern eine große Gesellschaft geladen hatte. Auch die Gräfin Zandt mit ihrer Tochter war der Einladung gefolgt, und Herr von Löwen, obgleich in gar keiner Beziehung zu dem Jubelpaare stehend, ja demselben gar nicht einmal bekannt, hatte sich auf eine geschickte Weise durch einen Freund,

der zur Familie gehörte, die Erlaubniß verschafft, an dem Feste theilnehmen zu dürfen. Der goldene Bräutigam, der ein sehr jovialer Mann war — modo trevirense! war das Stichwort auch für ihn! — hatte diese Erlaubniß leicht gegeben, als er im Vertrauen gehört, daß Herr von Löwen, ein in jeder Beziehung empfehlenswerther Cavalier, der Cousine Zandt nächstens seinen Antrag machen werde, wenn er ihn nicht schon gemacht habe, daß also vielleicht mit dem goldenen Kranze für das Jubelpaar auch ein Rosenkranz für die Neuverlobten bei dem seltenen Feste figuriren könne. Das alte Trier, das sonst ziemlich todt war, da der Kurfürst seine zweite Residenz kaum zweimal im Jahre besuchte und mit ihm sich auch der Adel des obern Erzstifts meist nach Coblenz gezogen hatte, wurde jetzt auf eine kurze Zeit wieder mit einigem Glanze belebt. Doch blieb auch der Tropfen Wermuth im Freudenkelche nicht aus. Es hatte sich ein dumpfes Gerücht im Lande verbreitet, daß von Seiten der Alliirten des Königs von Preußen Kurtrier mit einer Contribution bedroht werde, weil dasselbe seine Neutralität erst ziemlich spät erklärt habe, dieselbe folglich nicht aufrichtig meine und bei günstiger Gelegenheit abwerfen könne. Wie sollte das wehrlose Land sich dagegen schützen? Konnte es von den Franzosen Schutz erwarten, wie wichtig es diesen

auch sein mußte, eine weitere Ausbreitung ihrer Feinde am Rheinstrom zu verhindern? Der Herzog hatte sich am Schlusse dieses Feldzugs mit einem so kühnen und meisterhaften Marsche zwischen die beiden französischen Armeen, die ihn bedrohten, hineingeworfen, daß er beide zum Rückzuge gezwungen, er hatte seine Ueberlegenheit als Feldherr schon glänzend bekundet, und wenn man die Franzosen etwa im Trierschen aufnahm, ihnen gar, wie angedeutet wurde, den Ehrenbreitstein überließ, so mußte daß von Seiten der feindlichen Alliirten als ein Bruch der Neutralität angesehen werden und das Land konnte das Schlimmste befürchten. Was war also zu thun? Der Adel freilich hatte sein Privilegium, nichts zu den Lasten und Abgaben des Landes beizutragen; würden sich aber die Freibataillone und Husaren der Executions=truppen, welche etwa zur Eintreibung der Contribution ins Kurtriersche beordert würden, an jenes Privilegium kehren, sondern sich nicht lieber auf den schönen, reichen Herrensitzen gütlich thun, als in den Städten, wo ihnen mehr auf die Finger gesehen würde? Ein Gedanke, wie ihn der aufbrausende Stein bei Anhörung jenes Gerüchts geäußert, daß der Adel wie ein Mann in Waffen zusammenstehen und beim fremden Einfall die Sturmglocken von einem Ende des Landes bis zum andern ertönen lassen sollte, ein so heroischer Gedanke

kam gar nicht in den Ideenkreis der Gesellschaft zu Trier, als die drohende Gefahr besprochen wurde. Protestiren, Salviren, was zu salviren war, Reserviren des Rechts auf Restitution aus den Landeskassen — das war Alles, was möglich schien — indessen, die Sache war noch gar nicht so nah, vielleicht nur ein Schreckschuß, wenn nicht gar ein schlechter Spaß, den sich ein Panier percé, dem nichts zu nehmen war, erlaubt hatte; warum sollte man sich die Freude der Gegenwart stören lassen?

Herr von Löwen, obschon seine an der Nordwestgrenze des Erzstifts gelegenen Besitzungen der prima furia des Feindes ausgesetzt waren, hatte die allgemeine Besorgniß keinen Augenblick getheilt, und durch seine scherzhafte Behandlung derselben nicht wenig dazu beigetragen, sie zu zerstreuen. Ihn kümmerte nur die Gegenwart, welche ihm das Glück bereitet hatte, täglich in der Nähe der Geliebten zu sein, und es hatte für ihn einen eigenthümlichen Reiz, seine Erklärung von Tag zu Tag zu verschieben, weil das Verhältniß, das sich zwischen ihm und Madlone gestaltet hatte, ein so pikantes war, wie er es auf seinen erfahrungsreichen Liebeswegen noch nicht erlebt hatte. Darum sollte aber auch diese zauberische Rose, deren Dornen so scharf waren, endlich die Erkorene sein, welche all seinen Eroberungszügen im Gebiete Kythere's ein glorreiches Ende machte — wenigstens vor

der Hand, setzte er zu seiner Beruhigung hinzu. Daß Madlone, wie ihre Mutter und alle Welt, sein eifriges Bemühen verstanden und von einer bloßen Liebeständelei wohl unterschieden hatte, war gewiß; daß sie ihn wieder liebte, war ihm unzweifelhaft — er hatte bei vorübergehenden Bewerbungen noch keine beschämende Erfahrung gemacht und sollte Madlone, wo es ihm nun Ernst war, die Erste sein, welche ihm eine solche bereitete? Dann hätte sie ihm wohl ein anderes Gesicht gezeigt, sich nie mit ihm in Spiele des Witzes und der Neckerei eingelassen, wie im Anfange ihrer Bekanntschaft. Daß sie seitdem anders, viel ernster geworden war, ohne doch jene reizenden Dornen gegen ihn ganz zu verleugnen, lag eben darin, daß sie sich von dem Ernste seiner Bewerbungen überzeugt hatte und wohl täglich das entscheidende Wort von seiner Lippe erwartete. Es war daher eine kleine Strafe für sie, daß er sie noch darauf warten ließ, und als er gar aus der Andeutung einer ältern Dame, die sich zu seiner besondern Protectrice aufgeworfen hatte, entnahm, daß die ganze Gesellschaft mit Ungeduld auf seine Declaration warte, war es bei ihm beschlossen, sie zu Trier nicht zu geben.

Endlich waren die Tage, welche noch zur Nachfeier der goldenen Hochzeit bestimmt gewesen, vorüber und die verwandten Familien reisten wieder ab. Es war

eine ziemliche Kälte eingetreten und Löwen hätte die Rückreise nach Coblenz, wenn er seiner Caprice nicht gefolgt wäre, im warmen, behaglichen Wagen der Gräfin Zandt als berechtigter Einsasse machen können, während er jetzt, wenig auf den plötzlichen Temperaturwechsel eingerichtet, auf seinem eigenen Gefährt fror, er hatte sich leichtsinnigerweise kaum so verwahrt, wie zu seiner Irrfahrt nach der Freusburg, deren Resultat trotz aller Anstrengungen nach dem Ausspruch der Schiedsrichter eine verlorene Wette gewesen war. Wenn er nur wenigstens hätte belauschen können, was in dem verschlossenen Wagen der Gräfin, dem der seinige folgte, über ihn gesprochen wurde! Gewiß wäre ihm das, wenn auch nicht seinen Erwartungen entsprechend, sehr heilsam gewesen.

Am Morgen nach der Ankunft in Coblenz trat die Gräfin Hillesheim sehr frühzeitig in das Zimmer ihrer Schwester. „Ich habe einen Brief von Toinette Kellberg vorgefunden!" sagte sie. „Wieder eine recht interessante Nachricht! Denke Dir, daß die ganze Geschichte mit der Braut des jungen Roland nicht wahr ist — die Dame, welche sich Fritz Boos in Sayn als solche präsentirt hat, ist gar nicht Kellberg's Braut, sie hat sich nur, Gott weiß, aus welchen mysteriösen Gründen, dafür ausgegeben, wie sie nun selbst gestanden hat. — Ah!

da ist ja auch unsere kleine Braut, die freilich umgekehrt, wie die Dalheim, nichts von ihrer Brautschaft wissen will. Aber, Kind, was ist Dir geschehen? Du strahlst ja wie eine Morgensonne?“

Die Gräfin hob die Augen zum Himmel, als wollte sie ihn zum Zeugen ihrer Anklage rufen. „Sie strahlt, sagst Du?“ erwiederte sie, ohne ihr Kind eines Blickes zu würdigen, der ihr sonst die wunderbare Veränderung in Madlonens lieblichem Angesicht, welche so eben vorgegangen war, gezeigt haben würde. „Im Gegentheil! Es ist nur das Echauffement ihres Eigensinns! Sie tritt ihr Glück mit Füßen! Jedesmal, wenn ich von dem Vorzuge rede, der ihr vor so vielen jungen Damen durch die Auszeichnung eines Mannes wie Löwen widerfahren ist, wird sie halsstarrig und will das nicht einsehen, erklärt mit einer Unkindlichkeit“ —

„Mama!“ rief Madlone vorwurfsvoll, bemächtigte sich ihrer Hand und küßte diese so lebhaft, daß die Mutter nun auch ihr schmollendes Auge auf sie richtete. Erstaunt bemerkte sie, daß Madlone wirklich strahlte, wie ihre Tante gesagt, und sie glaubte nun, das eigensinnige Kind habe sich endlich eines Bessern besonnen.

„Du siehst also ein, daß Du Unrecht hast?“ fragte sie mit wiederkehrender Zärtlichkeit. „Und wirst durch Dein abschreckendes Betragen nicht länger den jungen

Mann einschüchtern, daß er sich gar nicht getraut, mit einer Declaration hervorzutreten?"

„Herr von Löwen läßt sich wohl durch nichts einschüchtern, Mama!" erwiederte Madlone heiter, und sich an die Tante wendend, fragte sie, ob diese sie auch so abschreckend gefunden habe. Die Gräfin Zandt ließ aber ihre Schwester nicht zur Antwort kommen, sie mußte den günstigen Moment benutzen.

„Du willigst also ein, die Seinige zu werden?" fragte sie dringend.

„Aber Mama!" entgegnete Madlone lachend. „Er hat ja noch kein Wort gesagt, daß er mich zur Seinigen wünscht. Sie wollen ihm Ihre Tochter doch nicht antragen?"

„Wenn er nur sieht, daß er Hoffnung hat, wird er sich schon erklären, dafür repondire ich!" sagte die Mutter ganz zufrieden. „Er wird sich wahrscheinlich zuerst an mich wenden und ich bin glücklich, daß ich ihm eine günstige Antwort geben kann."

„Nein, Mama!" erwiederte Madlone mit plötzlichem Ernste. „Sie haben wohl eine bessere Meinung von mir, als daß Sie glauben könnten, ich handelte in einer so wichtigen und heiligen Angelegenheit nach bloßer Laune. Ich habe Sie nicht einen Augenblick im Zweifel gelassen, daß ich Herrn von Löwen, wenn er ja um mich anhielte,

was wohl gar nicht in seiner Absicht liegt, meine Hand nicht reichen kann!“

„Warum nicht? Warum nicht?“ rief die Mutter in herber Enttäuschung und darum zornig. „Willst Du mir nicht endlich Deinen Grund sagen? Die Grille, in das Kloster zu gehen, was Du vorher so trotzig verweigert hast, ist es nicht. Du liebst einen Andern!“

Es zuckte wie ein Blitz über die Züge des jungen Mädchens, das Rosenlicht, das auf ihren Wangen seit dem Beginn dieses Gesprächs schimmerte, wurde zur tiefen Glut, sie richtete einen Blick innigen Ausdrucks auf die Mutter und senkte dann ihre Augen, aber sie erwiederte kein Wort.

„Siehst Du, Caroline!“ rief die Mutter außer sich. „Hat Marietta nicht Recht? — Gesteh' es nur, entartetes Kind, Du liebst einen Andern!“

Da erhob Madlone, von dieser Heftigkeit verletzt, ihre braunen, von Thränen schimmernden Augen, aber ihre Haltung war nicht die einer Gedemüthigten und Zerknirschten, sie legte die Hand auf das Herz und sagte mit bebender Stimme: „Ja!“

„Und wer, wer hat sich erlaubt, hinter meinem Rücken ein Verhältniß mit Dir anzuspinnen?“

„Sie irren!“ erwiederte Madlone, welche bei dieser Frage erbleichte.

„Nenne mir ihn! Ich will ihn wissen, ungerathenes Kind! Ich befehle es Dir, ihn zu nennen!“ rief die Gräfin.

Madlone senkte das Haupt. „Ich kann es nicht“, klang es fest von ihren Lippen.

In diesem Augenblicke, als schon die Tante sich des geliebten Mädchens, das ihr so leid that, bei der zürnenden Mutter annehmen wollte, trat Marietta, wider ihre sonstige Gewohnheit, geräuschvoll ein. Die Gräfin Hillesheim liebte sie nicht, diesmal erschien ihr jedoch die Italienerin wie ein rettender Schutzgeist, denn ihre schwarzen Augen, ihre Schlangenaugen übten unverkennbar einen bannenden Zauber auf ihre Herrin aus.

„Gräfliche Gnaden?“ fragte Marietta mit ihrer tiefen Stimme.

„Was willst Du?“ entgegnete ihre Dame hastig und zerstreut.

„Euer Gnaden haben geklingelt“ —

„Nicht doch! Was fällt Dir ein!“ rief die Gräfin und Marietta bekreuzte sich. „Ich habe deutlich ein Glöckchen gehört!“ sagte sie. „Das bedeutet einen Trauerfall, die heilige Mutter behüte uns! Euer Gnaden erinnern sich wohl noch . . .“

Jetzt erblaßte die Gräfin, die grausame Italienerin mahnte sie an die furchtbarste Katastrophe ihres Lebens!

Als der Mann, den sie vielleicht allein wahrhaft geliebt hatte, von der rächenden Hand ihres Gemahls gefallen war, hatte sie mehrere Meilen entfernt, und ohne davon eine Ahnung zu haben, ein Todtenglöcklein zu hören gelaubt, woran sie später oft unter vernichtenden Schauern gedacht hatte. Und in dem Moment, als Marietta gewiß nicht ohne Absicht jene entsetzliche Erinnerung heraufbeschwor, klang von der Straße herauf klar und deutlich ein ferner Schuß. Die Gräfin stieß einen Schrei aus und sank ohnmächtig in die Arme ihrer Tochter.

Siebentes Kapitel.

Paolina.

Dem Schusse folgte ein zweiter und dritter. Es war das Signal von Ehrenbreitstein, daß ein Soldat desertirt sei. Die Landgemeinden wurden dadurch aufgeboten, auf den Flüchtling zu fahnden und ihn, wenn er betroffen wurde, wieder einzuliefern, wo ihrer eine namhafte Belohnung, seiner der Galgen harrte. Jetzt, bei der allgemeinen Wehrpflicht und kurzen Dienstzeit, ist Desertion in deutschen Heeren eine Seltenheit, damals, wo das Werbesystem vorherrschte und selbst die preußische Armee zwei Drittheile ihrer Stärke Ausländer zählte, darunter den Abschaum aller Länder, kam die Fahnenflucht öfter vor und wurde von verwegenen Gesellen oft als Gewerbe betrieben, um sich wieder gegen hohes Handgeld neu anwerben zu lassen. Zu solchem Gesindel gehörte der Soldat nicht, welcher von der Besatzung

des Ehrenbreitstein an diesem Morgen desertirt war, er war zwar auch kein triersches Landeskind, sondern aus dem „Reich" gebürtig, aber bis jetzt ein Mensch von exemplarischer Führung gewesen, der wegen seiner Größe und Wohlgestalt, nebst ausgezeichneter Propreté, selbst Seiner Durchlaucht aufgefallen war. Was hatte ihn denn zur Desertion verführt? Hatten ihn preußische Werber, welche überall ihr Unwesen trieben, mit ihrem Handgelde hinweggelockt? Das richtete sich dort nach der Länge, König Friedrich hatte eine förmliche Taxe nach Zollen festgesetzt; für einen Burschen von sechs Fuß wurden dem Regimente 300 Thaler gezahlt, ein Zoll weniger schnitt davon schon hundert Thaler ab und so ging es herab bis auf fünf Fuß sechs Zoll, wofür nur sechzehn Thaler vergütigt wurden; den Angeworbenen kam davon allerdings nur ein Theil zu gut, die Compagniechefs konnten aber jene Summen aus der Rekrutenkasse liquidiren. Nun war der heutige Deserteur vom Ehrenbreitstein, wie der General von Brakel zu seinem Schmerz aus der ihm vorgelegten Stammrolle ersehen hatte, fünf Fuß, zehn Zoll, zwei Strich bei der letzten Messung gewesen, und vielleicht seitdem noch gewachsen, er war also nach preußischer Taxe wenigstens hundert fünfzig Thaler werth — was wird der Kurfürst sagen, der den Schwaben persönlich kannte?

An ein Wiedereinfangen des Deserteurs war gar nicht zu denken, er hatte ja die Wahl unter den so nahen fremden Gebieten; schon in Bendorf, noch diesseit Sayn gelegen, konnte er sich ruhig ins Wirthshaus setzen und seinen Verfolgern, wenn sie durstig geworden dort einkehrten, lachend zutrinken, denn Bendorf gehörte zum brandenburg-ansbachischen Antheil der Grafschaft Sayn, und sie durften ihm daselbst nichts mehr anhaben.

Der arme Schwabe hatte allerdings dem Gelde nicht widerstehen können, das ihm geboten worden war, aber nicht von einem verkleideten preußischen Werber, der den Zopf unter den Rock geknöpft und mit einem stattlichen bürgerlichen Haarbeutel verdeckt hatte, sondern von einer schönen Frau, die ihn bereits im Sommer, als er einmal auf Posten stand, angesprochen und gestern, da er in Thal-Ehrenbreitstein sich etwas eingekauft, wieder getroffen hatte. Rasch von Entschluß, wie sie war, hatte sie ihm eine bedeutende Summe geboten, wenn er den Dienst, der ihm kaum das tägliche Brod bei vieler Mühe und Noth biete, verlassen und in den ihrigen treten wolle. Sie hatte ihm ihre Wohnung gesagt, wo er bürgerliche Kleider finden werde, um seine Uniform mit denselben zu vertauschen und gleich mit ihr abzureisen; sie hatte versprochen, ihn so-

gleich über die Grenze zu bringen und gegen alle Nachstellungen zu schützen. Kein Wunder, daß die glänzenden Anerbietungen der fremden schönen Dame das schwache Pflichtgefühl des armen Burschen leicht erstickt hatten! Am frühen Morgen, als es noch finster war, hatte er dann Gelegenheit gefunden, von der Wache des Schlosses, zu welcher man, weil dasselbe am Fuße des Ehrenbreitsteins lag, nur zuverlässige Mannschaften nahm, zu entkommen, war nach dem Gasthofe geeilt, wo die Dame wohnte, von ihr auch gleich empfangen worden, ohne daß Jemand im Hause ihn bemerkt, da sie zu ebener Erde gewohnt und ein Zeichen mit ihm verabredet hatte, auf welches sie ihm die Thür öffnen wollte. Dort hatte er in einer Kammer schnell die Kleider gewechselt, unterdessen hatte sie den Wagen, der schon bereit gehalten war, vorfahren lassen, und ihm, den allerdings Kütscher und Hausknecht mit einiger Verwunderung bemerkt, im Hausflur mit lauter, gleichgültiger Stimme noch einige Befehle gegeben, welche allerdings mit den Verhaltungsmaßregeln, welche sie ihm vorher im Zimmer ertheilt hatte, bedeutend im Widerspruch standen. Dann war sie nicht, wie sie ihm gestern versprochen, mit ihm abgereist, sondern zu seiner Bestürzung zurückgeblieben. Sie hatte ihm aber neuerdings verheißen, bald nachzukommen, und ihm den Ort bezeichnet, wo er sie zu er-

warten habe: das war nun ein ganz anderer, als der, von welchem sie laut im Hausflur gesprochen hatte, doch wußte der Kutscher genau Bescheid und war an dergleichen Kunstgriffe seiner Gebieterin schon gewöhnt. Sie wußte, wie durch einen Zaubertrank, Alle, die sich ihr zu eigen gaben, mit unverbrüchlicher Treue und Verschwiegenheit an sich zu fesseln. Darum hatte sie auch nicht zu fürchten gehabt, daß der Soldat, den sie selbstsüchtig für den neuen Plan ihres rastlos arbeitenden Geistes zum Werkzeug ersehen hatte, unterwegs von ihrem Marquard etwas über sie und ihre Verhältnisse erfahren würde.

Abenteuerlich war ihr Plan, wie ihr ganzes Leben abenteuerlich gewesen war. Ihre Seele hatte sich erschöpft in wilden Entwürfen, das einzige Ziel zu erlangen, das noch einen Werth für sie hatte: sie war sogar bis zu dem äußersten Gedanken gekommen, sich selbst wieder in die verhaßten Fesseln zu schmiegen, denen sie entronnen war, wenn sie dadurch andere Fesseln brechen könnte, ja sie wäre für diesen Preis nicht vor einem Verbrechen zurückgebebt, mit dem Dolch zu erzwingen, was durch Schmeicheleien nicht zu erbitten war, und wenn es sein mußte, dafür zu sterben. Das Alles hatte sich bei schärferm Ueberlegen als unausführbar erwiesen. Sie konnte zurückkehren und wußte, daß der

alte Zauber noch so mächtig war, ihr eine freudige Aufnahme zu bewirken; sie hätte auch den Preis fordern können, aber erhalten würde sie ihn niemals haben. Davon hatte sie nur zu bald die feste Ueberzeugung gewonnen. Würde ihr jener andere Weg der Verzweiflung dazu verholfen haben? Nimmermehr! Sie hätte ihre Seele umsonst mit einem Verbrechen belastet, ihr Leben fruchtlos geopfert! Neue Pläne hatten in ihr nach Gestaltung gerungen, und wiederum war sie hier, wohin es sie stets aufs Neue zog; hier nur konnte sich ihr Schicksal erfüllen. Mit List oder mit Gewalt, selbst gegen Seinen Willen, der ihre Hand der Rettung mit deutscher Gewissenhaftigkeit von sich gewiesen hatte, mußte er befreit werden! Sie hatte gethan, was er verlangt hatte, Rynold war an seinen Feldherrn geschickt worden, um ihn aufzufordern, sich seiner anzunehmen; umsonst, von jener Seite war nichts geschehen, auf dem Wege des Rechts nichts zu hoffen — so konnte nur ein kühner Anschlag helfen, welcher Ihm keine Zeit zur Besinnung und zu neuen Scrupeln ließ. Das italienische Blut, seit der Kindheit schon mit Listen und Ränken vertraut und nur in ihnen sein Element suchend, verleugnete sich auch jetzt nicht: Beispiele der Rettung auf gleiche Weise hatten sich schon viele zugetragen! Im Sommer bereits war ihr, als sie den großen und

schönen Soldaten an der Rheinbrücke zuerst erblickt, die Aehnlichkeit seiner Gestalt mit der des Mannes, der sie ihrem eigenen Selbst entfremdet hatte, aufgefallen; jetzt, als sie ihn wieder gesehen, hatte sich plötzlich der Gedanke, daß eine Befreiung durch ihn möglich sei, stürmisch ihrer Seele aufgedrängt. Auf Grund ihres früheren Talismans, der ihr die Pforten geöffnet hatte, mußte auch dieser Mensch zu ihm gelangen können, er hatte seine Zeit nicht am hellen Mittage zu wählen, und wenn der Gefangene mit ihm die Kleider wechselte, oder auch ohne dies konnte er mit der größten Leichtigkeit entkommen. Die Gewaltthat, die er seiner Ehre zuwider hielt, hatte er von sich gewiesen, dies andere Mittel zur Flucht mußte er freudig annehmen. Was aus seinem Stellvertreter wurde, kümmerte die Frau, welche diesen neuen Plan mit Leidenschaft ergriffen hatte, in diesem Augenblicke nicht: wenn ihr Werk gelungen war, mußten sich Wege finden, den Willfährigen, der ihr dazu verholfen, ebenfalls zu retten und ihn überreich zu belohnen, für sein ganzes Leben glücklich zu machen. Konnte sie die Reichthümer, welche verschwenderisch wie ein goldener Regen der Danae in ihren Schooß geflossen waren, besser anwenden?

Zufrieden, daß Alles so gut gegangen, lauschte sie am Fenster dem Rollen ihres Wagens, der in den grauen=

den Morgen hinausfuhr. Sie selbst blieb hier zurück. Sie durfte nicht mit ihrem Sendling zugleich dort gesehen werden, wo man sich ihrer erinnern würde, sie konnte das ganze Spiel dadurch gefährden. Ein Brief an den Gefangenen, den ihr Bote, sobald er Zutritt durch seine Autorisation bei ihm erlangt, ihm zu übergeben hatte, war genügend, ihm Alles zu sagen; dann sollte der Befreite so schnell als möglich auf Seitenwegen mit ihrem Wagen die weite Fahrt zu seinem Heere antreten, dessen Fahnen ihn gegen jeden neuen Versuch auf seine Freiheit decken würden; sie aber wollte acht Tage hier ausharren und wenn ihr bis dahin keine Kunde zuging, annehmen, daß Alles geglückt sei — ihre Zukunft dann? Nächtliche Wogen, auf denen nur ein falber Gewitterschein ruhte! In ihren Träumen hatte sich dieser wohl zuweilen in ein Rosenlicht neuer Hoffnung verwandelt, als könne für sie doch noch das Glück erblühen, dem sie schon entsagt hatte, als werde ihre heiße Liebe und seine Dankbarkeit für ihre That ihr endlich die Krone reichen — aber beim Erwachen war sie dann stets um so schmerzlicher bewußt geworden, daß sie Alles verloren hatte! Wer war sie, daß sie Ansprüche machen durfte, sein Herz zu besitzen? Der flüchtige Rausch, der ihn bethört hatte, war vorüber, sie selbst hatte das Wort der Trennung auf ewig ausge-

sprochen: er liebte sie nicht, er sah mit Scham auf den Wahn zurück, der ihn zu den Füßen der Unwürdigen geführt hatte — wie konnte sie noch eine wahnsinnige Hoffnung nähren? Ihr Schicksal, sie hatte es ja schon ausgesprochen, war erfüllt mit seiner Befreiung. Wenn er dem goldenen Leben, dem Ruhm und der Ehre wieder gegeben war, dann konnte sie seinen Blicken auf immer entschwinden. Wo sie endete, gleichviel für ihn! Ihr blieb ja noch die Wahl. Sie konnte zurückkehren in ihr Vaterland, die Bühne wieder betreten, auf welcher sie einst vergöttert worden war und sie mit ihrer Kunst und Schönheit noch eine glänzende Rolle spielen konnte — den fremden Namen und Rang, den man ihr gegeben, ließ sie mit Freuden fallen, um wieder Paolina la Diletta, wie sie die entzückten Nobili von Venedig einst genannt, zu werden! Und wenn das unmög-lich war mit der Natter im Herzen, so blieb ihr die stille Freistatt aller Gebrochenen: das Kloster oder das Grab!

Sie war in letzter Zeit viel an ihre frühe Jugend erinnert worden, denn sie hatte eine Frau wieder gesehen, die ihr durch Verwandtschaft nahe stand. Seit langen Jahren hatte sie von ihr nichts gewußt, als was ihr die Mutter erzählt hatte, daß sie mit einer reichen Dame von Venedig nach Deutschland gegangen sei,

sie war damals ein Kind von zwölf Jahren gewesen, aber sie brauchte sich gar nicht auf die Züge ihrer Tante Marietta zu besinnen, denn diese war eine Zwillings-schwester ihrer Mutter und sah dieser täuschend ähnlich, so war Paolina täglich an sie erinnert worden und hatte vor Augen, wie sich die Entfernte im Laufe der Jahre verändert haben mußte. Kein Wunder, daß sie dieselbe, als sie ihr nach vielen Jahren wieder vor Augen kam — auf den ersten Blick wieder erkannte. Es war, als sehe sie ihre verstorbene Mutter über die Rheinbrücke wandeln! Damals hatte sie noch vermieden, sich ihr zu erkennen zu geben, jetzt stand Alles anders, sie war seitdem so viel mit ihren Gedanken in die süße harm-lose Kinderzeit zurückgekehrt, daß sie zuweilen eine wahre Sehnsucht fühlte, das einzige Herz zu suchen, was viel-leicht noch liebevoll für sie schlug. Sie wollte ihre Tante Marietta endlich aufsuchen. Ihr Alles zu ver-trauen, lag aber ihrer Seele fern.

Im Hause der Gräfin Hillesheim, wo auch deren Schwester für ihren jedesmaligen Aufenthalt zu Coblenz ihre große wohl eingerichtete Wohnung hatte, war schon seit einiger Zeit viel Sorge. Die Gräfin Zandt war erkrankt, in Folge einer starken Gemüthsbewegung oder eines Schrecks, wie die Aerzte herausgefunden haben wollten, obgleich Marietta, welche es doch am besten

wissen mußte, diese Ursache leugnete. Sie war aber dennoch nur zu richtig erkannt und Madlone gab sich mit tief betrübtem Herzen die Schuld. Jenes unselige Gespräch, wo sie selbst bis zu einem Worte getrieben worden war, das sie dann viel tausendmal bereut hatte, war ja doch dem plötzlichen Anfalle der Mutter vorangegangen, es hatte sie aufgeregt bis zur Heftigkeit, und in diesem Moment war dann Marietta's unheimliche Erinnerung an irgend ein verhängnißvolles Vorzeichen gefallen, das sofort durch einen Zufall sich scheinbar wiederholt hatte; wie hätten die Nerven der Mutter diesen Eindrücken widerstehen können! Indessen, wie hätte Madlone Alles vermeiden sollen? Hätte sie zu den Reden, welche ihre Verbindung mit Löwen als gewiß voraussetzten, schweigen und damit die Mutter zum Glauben an ihre Zustimmung verleiten sollen? Das wäre doch unmöglich gewesen, und wenn Madlone auch bereute, sich zu dem Ja, das eine Herzensfrage fest und wahr beantwortete, entschlossen zu haben, so konnte sie sich keinen Vorwurf aus ihrem Widerspruch gegen ihre geforderte Einwilligung machen. Sie hatte es für ihre Pflicht gehalten, Löwen durch ihr Betragen keinen Augenblick im Zweifel zu lassen — wenn seine maßlose Eitelkeit dasselbe gerade entgegengesetzt gedeutet hatte, war es nicht ihre Schuld. Einstweilen war nun durch

die Krankheit der Mutter jeder voreilige Schritt von seiner Seite unmöglich gemacht und Madlone betrübte sich nur, daß es ihr nicht vergönnt war, die Pflege der Kranken in vollster Ausdehnung zu übernehmen. Das konnte sie aber nicht, weil diese nur Marietta auf längere Zeit um sich duldete. Auch dem Arzte gestattete sie kaum einige Minuten; so war es demselben, obgleich er noch einen Collegen zu Rathe zog, fast unmöglich, die Diagnose ihres Leidens zu stellen. Ohne längere und eingehende Beobachtung der Symptome, wie wäre das möglich gewesen! Melancholie mit krampfartigen Eruptionen, Folge eines, nach den eingezogenen Erkundigungen, durch nervosen Schreck herbeigeführten, anormalen Blutumlaufs, so glaubte der Hausarzt in Uebereinstimmung mit dem zur Consultation gebetenen Leibmedicus Miltz seinen Ausspruch geben zu müssen und dafür verschrieb er ein außerordentlich scharfsinnig complicirtes Pulver. Die Gräfin nahm es jedoch nicht, sie streute es, sobald Marietta ihr die große Schachtel aus der Hofapotheke brachte, durch das Fenster in alle Winde. Ihr Zustand war sehr wechselnd, zuweilen körperlich so schwach, daß sie das Bett nicht verlassen und die Hand nicht bewegen konnte, woraus der Arzt Anfangs auf einen Schlagfluß geschlossen hatte, dann aber wieder kräftig, rastlos, daß sie weder im Bett,

noch in ihrem Schlafgemach aushielt und oft ohne irgend einen Zweck durch alle Zimmer wanderte, keiner Frage Rede stehend, am meisten aber geistig versunken in Tiefsinn, vor ihren Schreibtisch wie gebannt, alte Briefe vor sich, die sie aus verborgenen Fächern genommen hatte, aber nicht las. In diesen Momenten hielt Marietta strengste Wacht, daß kein fremdes Auge, selbst nicht das ihres Kindes, ihr nahen durfte. Nur wenn die Gräfin, aus diesem trostlosen Zustande erwacht, sich kräftig fühlte und die Dienerin von sich wies, um sich allein in den Zimmern zu ergehen, zog sich Marietta zurück und bat auch die Tochter, ihrer Mutter Wege nicht zu kreuzen.

Auf einem solchen kam die Kranke eines Nachmittags, als bereits die tiefstehende Sonne ihre letzten Strahlen in die Fenster warf, an das Vorzimmer, hörte draußen Gewänder rauschen und öffnete rasch die Thür. „Marietta, was soll das?“ fragte sie.

Sie erblickte ihre Dienerin in fremder Kleidung, wie eine Dame, doch nach ganz anderer Mode, als sie hier üblich, — und wie sie unwillig recht hinsah, war es wie ein Spuk, denn Marietta hatte sich um zwanzig Jahre verjüngt, sie war das blühende bildschöne Mädchen wieder, das sie einst aus dem Elend zu sich aufgenommen hatte. Und während sie starr vor Ver-

wunderung stand und kein Wort begriff, das Jene zu ihr sprach, öffnete sich leise die Seitenthür — laut auf schrie sie in unaussprechlichem Grauen, denn Marietta trat auch von dort ein, ihre wahre leibhaftige Marietta, und vor ihr stand sie zum zweitenmale, ein Spiegelbild ihrer Jugend! Beide kamen der Schwankenden zu Hülfe, welche sonst vom Schwindel übermannt zu Boden gestürzt wäre; entsetzt starrte sie von Einer zur Andern, ihre Sinne verwirrten, umnachteten sich — war es anders möglich?

Ein Blick, ein Wort hatte genügt, daß Beide, welche hier zusammentrafen, sich erkannten und verständigten. Doch war in diesem Moment keine Zeit, sich zu besprechen, die Bewußtlose, welche an Marietta's Brust ruhte, nahm ihre Hülfe in Anspruch; die Fremde zog ein kleines, mit Goldfiligrän übersponnenes Fläschchen aus dem Busen und spritzte der Gräfin ein paar Tropfen stark duftenden Blumengeistes in das Gesicht, sie erholte sich. —

„Ich komme wieder, Tante Marietta!“ sagte die Fremde und trat rasch zurück.

„Zur Nacht, Paolina! Nicht früher!“ antwortete Marietta und sah ihr mit einem langen Blicke nach, als sie sich schnell entfernte. Die Gräfin schlug die

Augen auf, blickte verstört um sich her, und stieß, sich aufrichtend, Marietta von sich. Diese konnte sie nur mit Mühe beruhigen, daß sie sich von ihr wieder nach ihrem Schlafzimmer führen ließ — ob sie von ihrer Erklärung, welche Marietta mehrmals eindringlich wiederholte, ein Wort verstand, blieb zweifelhaft, denn sie hörte dieselbe schweigend an. Der Arzt, welcher bald darauf kam, fand sie in einem fieberhaften Zustande, ungeduldiger über seine Erscheinung, als je; es gelang ihm nicht, auf seine Fragen auch nur eine Silbe zur Antwort zu erhalten und er schüttelte bedenklich den Kopf.

„Ist Gefahr?" fragte Marietta, welche ihn begleitete, als er das Zimmer der Kranken verließ.

„Beste Frau, halten Sie die Gräfin mir vierzehn Tage im Bett, bewegen Sie sie, Medicin zu nehmen — dann kann ich für den Erfolg meiner Cur stehen! Ich mache Sie dafür verantwortlich!"

„Wollen Sie mir ein Recept schreiben, wie ich das anstellen soll?" erwiederte Marietta ironisch.

Der Arzt zuckte die Achseln bis zur Perrücke. — „Wenn Sie das nicht wissen, die solchen Einfluß auf die Gräfin hat!" erwiederte er.

„Das ist ein Ammenmärchen!" versetzte die Italienerin mit einem kalten Blicke.

Er ging, der Gräfin Hillesheim, welche ihn darum gebeten hatte, Bericht abzustatten und glaubte heut die Vorboten einer Krisis melden zu können — wie diese verlaufen werde, ließ sich freilich nicht vorhersagen. Doch rieth er, sich auf alle Fälle gefaßt zu machen und ihn selbst, wie seinen Collegen, von der Verantwortlichkeit zu entbinden, da ihre Vorschriften und Medicamente in keiner Weise beachtet würden. Gewalt zu gebrauchen, abgesehen davon, daß sich dergleichen gegen eine so vornehme Dame nicht schicke, sei allerdings bei dem Zustande der Frau Patientin mißlich, da derselbe dann leicht in einen Sturm von Tobsucht ausarten könne, indessen müßte es, seiner unvorgreiflichen Meinung nach, doch Mittel geben, in gütlicher Weise die Frau Gräfin zu einem rationellen Nachgeben zu bewegen. Diese Mittel, wie ihn die Schwester der Kranken versicherte, waren von Allen, die derselben nahe standen, bereits erschöpft worden und er konnte dann wiederum nur die Achseln zucken und sich feierlichst außer aller Verantwortung erklären. Von hier eilte er, noch einen zweiten Bericht über denselben Fall abzustatten. Baron Löwen, der ihn als Hausarzt der Gräfin ermittelt, hatte ihn dringend darum ersucht.

„Sie glauben also —?" fragte der Baron ungeduldig, als der Arzt sich in geheimnißvolle Andeutungen verlor.

„Selbst wenn die Frau Gräfin körperlich wieder hergestellt wird, ist es immer die Frage, ob —!“ erwiederte der Medicus, indem er mit dem Finger eine leichte Bewegung nach der Stirn machte.

„Und wenn sie stirbt, wer ist der Vormund der Comtesse?“ fragte Löwen. „Sie ist ja schon eine vaterlose Waise und muß doch einen Vormund haben!“

„Zwei sogar, gnädiger Herr!“ erwiederte der Arzt. „Ihr verstorbener Vater hat Alles wohlgeordnet hinterlassen; die Lehngüter, da er keinen männlichen Erben besessen, sind freilich an die Agnaten gefallen, aber es sind ansehnliche Allodien da und der Comtesse Tochter sind zwei Vormünder gesetzt, welche das Vermögen bestens verwalten lassen — ich sage, lassen! denn die Herren gehören zu den ersten Geschlechtern des Landes. Um die Education und etwaige Verheirathung der Comtesse haben sie sich jedoch nicht bekümmern dürfen, da würde sich die Frau Gräfin alles Dreinreden verbeten haben.“

„Wenn sie aber stirbt —? Wer sind die Herren, welche dann doch wohl ein Wort mitzusprechen hätten?“

„Ich glaube kaum!“ entgegnete der Arzt mit dem Lächeln des Eingeweihten. „So viel ich beurtheilen kann, und wer könnte das, nächst dem Beichtvater, besser, als

der Medicus der Familie; so viel ich die Charaktere kenne, dürfte Comtesse Madlone bei allen Affairen, die ihre Person betreffen, keinen fremden Menschen fragen."

„Nur ihr eigenes Herz!" rief Löwen. „Daran wird sie wohl thun!" Er dankte dem Doctor für seine Gefälligkeit, da er großes Interesse an der Kranken nehme, und behielt sich vor, ihm seine Dankbarkeit noch besser zu beweisen. Der Arzt verbeugte sich lächelnd und ging; ihm durfte der Herr Baron keine weitere Explication seines höchst durchsichtigen Interesses am Leben und Sterben der Gräfin von Zandt geben.

Löwen schritt ein paar mal unruhig im Zimmer auf und ab. „Das dauert mir zu lange!" sagte er vor sich hin. Der Gräfin glaubte er sicher zu sein; wenn sie aber noch lange krank lag oder starb, oder gar, wie der Arzt deutlich genug angedeutet hatte, in eine Geistes-zerrüttung verfiel, welche störenden Einflüsse konnten gegen ihn mächtig werden, ihn vielleicht um Alles bringen! Er mußte sich eine feste, unerschütterliche Position verschaffen durch Madlonens Jawort! Sie jetzt zu sprechen, war unmöglich, das sah er wohl ein. An die Gräfin Hilles-heim sich zu wenden, widerstrebte ihm, er wollte unmittel-bar an Madlone schreiben und den Brief zur Bestellung der schlauen Italienerin anvertrauen, die so schnell er-

rathen hatte, weshalb er sie zuweilen so forschend angeschaut. Sie war ihm ohne Zweifel ergeben, denn er hatte ihre Verschwiegenheit über gewisse, unter den jetzigen Verhältnissen zu vergessende Dinge, die er selbst gegen sie verrathen hatte, mit einem königlich reichen Geschenke erkauft. Daß sie auf ewig darüber schweigen werde, ließ sich zwar bei einer Zofe und Italienerin nicht erwarten, aber es kam auch nur darauf an, daß sie schwieg, bis ihre Comtesse die Seinige geworden war — wenn diese nicht mehr zurücktreten konnte, mochte sie immer erfahren, daß ihr Gemahl — ehe er sie gekannt — ein zärtliches Verhältniß zu einer Primadonna in Venedig gehabt, sie gewann ja dadurch nur Gelegenheit, die schönste Frauentugend an ihm zu beweisen: Vergeben und Vergessen!

Gleich ans Werk denn! Er ließ Kerzen anzünden, denn es war schon dunkel geworden; ohne sich viel zu besinnen, warf er auf das Papier, was ihm die aufgeregte Leidenschaft eingab, und als er es nach dem Schlusse durchlas, fand er es überaus wohl gelungen: feurig und zart zugleich! Das mußte zünden und wohlthun — Beides! Eben wollte er das Billet zusammenfalten, als er mit Schrecken, dann aber mit einem unwiderstehlichen Gelächter bemerkte, daß er sich im Texte einmal im wallenden Feuerstrome verschrieben und statt

des Namens Madlone einen andern gesetzt hatte, der leicht für ihn hätte verhängnißvoll werden können! Ihn auszustreichen und zu corrigiren, ging doch nicht an, es blieb ihm nichts übrig, als das Billet nochmals abzuschreiben, und leider war er, durch sein Gelächter etwas ernüchtert, bei zweiter Lesung seines Ergusses keineswegs so zufrieden damit, als im ersten Anlauf. Indessen — Mädchenaugen sind bei einem solchen Billet nicht kritisch, sie sehen auf den Kern, nicht auf die Worte.

Löwen befragte seine Uhr. Es war schon spät. Aber dennoch beschloß er, noch heut seinen Entschluß auszuführen — er konnte ja bei jeder Begegnung im Hause als Grund seines Kommens angeben, daß er bei dem Hausarzt Erkundigungen über den Zustand der Leidenden eingezogen habe und vom regesten Antheil getrieben worden sei, sich noch einmal vor Nacht bei der treuen Dienerin, welche allein Auskunft geben könne, danach zu erkundigen. Wenn er erst mit Marietta allein war, bedurfte er keines Vorwandes mehr, dann konnte er offen sprechen, ihr seinen Brief geben und sie durch ein zweites, noch reicheres Geschenk ganz zu seiner Bundesgenossin machen. Er trat dann, sobald er das Billet zum dritten Male sorgsam gelesen, seinen späten Gang an, das Hillesheimsche Haus lag nicht weit

von seiner Wohnung, er fand den Thürsteher bereit, die Marietta — falls sie nicht bei der Frau Gräfin sei — von seinem Wunsch in Kenntniß zu setzen und durfte in dem leeren Vorzimmer bei dem zurückgelassenen Lichte des Mannes nicht lange warten. Die Italienerin erschien mit tiefer Verneigung, um seine Befehle zu empfangen. Sie bat ihn, ihr zu folgen, weil dies Zimmer der allgemeine Durchgang sei und führte ihn in ein anderes, am Ende des Corridors gelegenes, es mochte wohl das ihrige sein, die ganze Einrichtung verrieth das, und eine helle Lampe verbreitete einen traulichen Schein über dasselbe. In dieser Beleuchtung war Marietta noch immer eine sehr hübsche Frau und das eigenthümliche spöttische Lächeln, das ihren Mund umspielte, gab ihr einen pikanten Reiz; jetzt trat die Aehnlichkeit, welche ihn zu Fragen und etwas unliebsamen Aufklärungen veranlaßt hatte, stärker denn je hervor. Als er jedoch eine Bemerkung als Eingang zu seinem Anliegen machen wollte, stand plötzlich, wie durch seinen Gedanken herbeigezaubert, das Urbild in voller üppiger Schönheit, nur durch den Tisch mit der Lampe getrennt, vor ihm. Er traute seinen Augen kaum, die alte Zeit, der alte Sinnenrausch war durch einen Blick auf diese hinreißend schöne Gestalt wieder zur lebendigen Gegenwart geworden, Alles vergessen, was er seitdem erlebt

und was ihn heut hierher geführt hatte. „Paolina! Geliebte!“ rief er entzückt, die Gegenwart Marietta's war seinem Bewußtsein entschwunden, er wollte zu der Wiedergeschenkten eilen, fürchtend, daß sie, nur ein Trugbild seiner Sinne, vor seinen Augen wieder in Schatten zerrinnen könne.

Aber sie winkte ihn mit der Hand zurück. „Cavaliere Leoni — oder sprechen wir Deutsch, Herr von Löwen!“ sagte sie mit bebender Stimme, während ihr dunkles Auge nur einen flüchtigen Blick für ihn hatte und das seinige, das trunken an ihr hing, schnell vermied. „Vergessen Sie nicht, wer ich bin und wer Sie sind!“

„Alles will ich vergessen, wenn ich nur Dich wieder habe!“ rief er. „Weißt Du, daß Du mich in Verzweiflung gestürzt hast, als Du heimlich Venedig verließest? Jahre haben dazu gehört, mich wieder mit dem Leben zu versöhnen — nun aber habe ich Dich wieder gefunden und keine Macht soll Dich mir wieder entreißen!“

Stärker bebte jetzt ihre Stimme, als sie ihm antwortete — aber wenn er darin das Uebermaß ihrer Gefühle für ihn sah, so war er im Irrthum; die Gefühle, welche sie in diesem Momente bewegten, waren heiße Scham, tiefe Verachtung ihrer eigenen Vergangenheit

und das Bewußtsein, ein anderes Glück, dessen sie unwürdig, auf ewig verloren zu haben — dem Manne, der vor ihr stand und mit der Glut der Leidenschaft zu ihr sprach, galt kein Pulsschlag ihres stürmisch klopfenden Herzens. — „Diese Sprache entehrt Sie!“ klang die Antwort, die sie ihm gab.

Er hörte sie kaum, er bemächtigte sich ihrer Hand und bedeckte sie mit Küssen. — „Elender!“ rief sie zornig.

„Gnädiger Herr, besinnen Sie sich!“ rief nun auch Marietta und ein dämonisches Leuchten flackerte in ihren Augen auf, als eben die Thür ihres Zimmers leise sich öffnete und in dieser Scene wilder Aufregung wie ein stiller Engel des Friedens die junge Gräfin Madlone Zandt erschien. Sie hatte Marietta zu ihrer Mutter rufen wollen und blieb vor dem, was sie sah, wie erstarrt auf der Schwelle stehen.

Löwen war von ihrem Anblick der Geistesgegenwart beraubt; wie durch einen Blitz zur Erkenntniß seiner ganzen Lage gekommen, fühlte er, daß der Boden unter ihm schwankte und die Säulen, die er mit eigener Hand gebrochen, über seinem Haupte zusammenstürzten. Der Brand wahnsinniger Leidenschaft, so plötzlich wieder aufgelodert, war durch ein eisiges Sturzbad ausgelöscht —,

hier war für den Moment nichts mehr zu retten oder zu bessern; jedes Wort, jede Erklärung konnte seine Sache nur verschlimmern, Marietta mußte das überlassen bleiben. Er raffte nur von seiner weltmännischen Form zusammen, was möglich war, stotterte etwas von der Krankheit der Frau Mutter und nahm einen schnellen Rückzug, während Madlone, deren edles Gesicht jetzt in tiefer Glut brannte, ihn keines Blickes würdigte und ihm auswich, wie einem bösen Geiste, dessen Nähe Verderben bringt. Auf der Treppe griff er krampfhaft in die Tasche, wo er den Brief verwahrt hatte, den er Marietta übergeben wollte — er zerknitterte das feine Blatt mit Ingrimm; war es denn möglich, daß hier für ihn noch etwas zu hoffen war? Frauen verzeihen viel — wäre Madlone schon seine Frau gewesen, nicht halb so viel Bestürzung würde es ihm erregt haben, von ihr in einer so verfänglichen Situation überrascht worden zu sein! Eine Jungfrau kann das nimmer verzeihen! Aber Marietta wußte wohl noch Rath! Es war ja ihrer Schwester Kind, welche ihn in eine solche Verlegenheit gestürzt hatte — sie war von ihm schon gewonnen — die Zukunft, wenn ihre Herrin starb, konnte ihr, wenn sie die Fäden dieser unseligen Verwickelung geschickt zu lösen und in ein

neues angenehmes Gewebe zu schürzen verstand, große Vortheile bringen!

Die Paolina hatte dem Löwen schon das treffende Wort zugerufen, als er ihre Hand gewaltsam mit seinen Küssen bedeckte.

Achtes Kapitel.

Ein Husarenstücklein.

Es war ein ungewöhnlich mildes Wetter für die Jahreszeit eingetreten. Nur in den tiefen Thälern, an Stellen, wohin kein Sonnenstrahl drang, zeigte sich noch Schnee, sonst war er überall vor dem Thauwinde geschmolzen, der stetig seit lange von Mittag daher wehte. Kam der Frühling schon?

Auf den Feldern zeigten die Saaten, welche schlecht überwintert waren, noch wenig Hoffnung dazu, die Lerchen schwiegen noch, und die Menschen trauten sich auch noch nicht heraus; die schwarzen Straßen, vom Thauwetter ziemlich aufgeweicht, waren leer. Um so mehr konnte es Aufsehen erregen, eine Schaar ungebetener Gäste plötzlich in einer Gegend, wo man sie gar nicht erwartet hatte, erscheinen zu sehen: eine ganze Reiterschwadron! Die Armeen lagen doch noch, so viel man

wußte, ruhig in ihren Winterquartieren, was bedeutete dieser Marsch! Hatten sich die Reiter etwa verirrt, daß sie in ein völlig neutrales oder man konnte sagen, verbündetes Gebiet gerathen waren, nämlich in das Gebiet des Markgrafen von Brandenburg-Ansbach, welcher zwar seine Armada kläglich im jetzigen Kriege zu Hause behalten hatte, aber doch immer ein naher Verwandter des Königs von Preußen war? Und diese Reiter aber in den bunten, beschnürten Pelzen, mit den langen schwarzgewichsten Bärten, welche statt der ehrbaren Seitenlocken der andern Soldateska das Haar in Knoten gebunden und diese mit Blei beschwert trugen, dies Husarenvolk, vor welchem die Kinder in den Dörfern schreiend sich verkrochen — sie gehörten doch offenbar zur alliirten Armee, welche unter dem Herzoge von Braunschweig für König Friedrich focht! Es bedurfte also nur einer Aufklärung ihres Irrthums oder, wenn sie etwa auf eigene Hand Freibeuterei treiben wollten, eines determinirten Auftretens, um sie zu verscheuchen.

In solchen Gedanken setzte sich der markgräfliche Statthalter zu Altenkirchen, stattlich angethan, auf sein dickes Reitpferd und ritt, von zweien seiner Unterbeamten begleitet, von zusammengelaufenem Volke in vorsichtiger Entfernung gefolgt, der Schwadron entgegen, deren Anmarsch ihm von Eilboten gemeldet worden

war. Vor der Freusburg wurde er ihrer ansichtig, sie ritt eben aus ihrer Marschordnung zur Linie auf. Der Statthalter versicherte sich, ob auch in den Sattelholstern seine wirklichen Pistolen statt der bloßen Kolben, mit denen man sie für gewöhnlich zu markiren pflegte, angebracht waren, und wenn er ehrlich sein wollte, war es ihm unlieb, als er sie fand, denn die Hitze konnte ihn leicht verführen, danach zu greifen; was aber wollte er mit seinen beiden jetzt schon vor Furcht blassen Mannen gegen hundert verwegene Husaren anfangen?

Als der Führer der Schwadron, die nun in drei Gliedern, wie es damals reglementsmäßig war, zur Linie formirt, im frischen Vorrücken querfeldein war, den Reiter erblickte, der ihn offenbar ansprechen wollte, commandirte er mit heller Stimme: „Escadron Halt!" und jagte ihm entgegen, daß die Erdschollen spritzten und das dicke Roß des Statthalters vor Schrecken Kehrt machte und, da er mit sehr langen Zügeln ritt, eine Strecke mit ihm abging — von einem schallenden Gelächter der Husaren begleitet. Höchst erbittert wandte der Statthalter, der sonst kein schlechter Reiter war, sein Pferd wieder um, strafte es mit den Sporn für seine Ungebühr und galoppirte an den Husarenofficier heran. „Darf ich fragen, was Sie in die Grafschaft Sayn-Altenkirchen führt?"

„Das will ich Ihnen kurz sagen!“ erwiederte der Officier, indem er seinen langen Schnurrbart aufwirbelte und den Reiter, der im Tone der Autorität sprach, mit dreisten Augen musterte. „Sie regieren doch hier?“

„Ich bin der Statthalter meines Herrn, des Markgrafen“, war die Antwort.

„Nun dann, mein Herr Statthalter, Sie haben dort in dem Eulenneste einen Gefangenen, der zu lebenslänglicher Haft verurtheilt ist, den will ich abholen. Geben Sie ihn gutwillig heraus, so ist unser Geschäft abgemacht, wo nicht, so brauche ich Gewalt! Bedenkzeit kann ich Ihnen nicht geben.“

„Ich brauche keine!“ erwiederte der Statthalter. „Welche Autorisation haben Sie zu Ihrer Forderung?“

Der Officier hob sich in seinen kurzen Steigbügeln und wandte sich zu seiner Schwadron. „Karabiner auf! Geladen!“ commandirte er, und während die Mannschaft flink die Schußwaffen aus den Karabinerschuhen nahm, in die Karabinerhaken der Bandeliere hing und zu laden begann, sagte ihr Führer mit dem ganzen Uebermuthe eines Husaren im Kriege: „Da haben Sie meine Autorisation, lieber Herr, also machen sie keine weitern Sperenzien!“

„Mit wem habe ich denn die Ehre zu sprechen?“ fragte der Statthalter zornig. „Wer schickt Sie?“

„Das kann Ihnen Beides gleichgültig sein!" entgegnete der Officier. — „Sie scheinen keine Lust zu haben, unser Geschäft abzumachen; Unterofficier und zwei Husaren vom linken Flügel! — Sie sind einstweilen mein Gefangener, bester Herr! — Escadron, vorwärts Marsch!"

Die gerufenen Husaren kamen herangesprengt und schnitten sogleich den Statthalter von seinen Begleitern ab, die auch gar keine Anwandlung fühlten, ihm beizustehen. — „Sie werden mir Satisfaction für diese Behandlung geben!" rief der Statthalter, der zuerst nach seinen Pistolen gegriffen, sich aber gleich eines Bessern besonnen hatte. „Ich weiche der Gewalt, aber meine Beihülfe werde ich derselben nicht leisten. Thun Sie, was in Ihrer Macht steht."

„Satisfaction sollen Sie haben, wenn das Geschäft abgemacht ist!" erwiederte der Officier. „Sie wollen also nicht Befehl geben, daß die Burg geöffnet und der Gefangene mir ausgeliefert wird? Gut, so lasse ich stürmen. Husaren dienen zu Pferd, zu Fuß und, wenn es sein muß, auch zu Wasser! Wenn's aber beim Sturme etwas drunter und drüber geht, kann ich nicht dafür! — Escadron Trab!"

Der Statthalter wurde mitgeführt. Er hatte seiner Würde keinen Augenblick etwas vergeben und der Officier,

der ihn bei sich behielt, sah ihn auch mit achtungsvollen Blicken an. Ehe er dem Schlosse so nahe gekommen war, um absitzen und das verschlossene Thor wirklich stürmen zu lassen, sagte er: „Sie haben Ihre Schuldigkeit gethan, Herr Statthalter — ich verspreche Ihnen mein Zeugniß, wenn es gefordert wird, auf Ehrenwort! Daß ich Ernst machen werde, meine Absicht durchzusetzen, kann ich Ihnen aber auch auf Ehre versichern. Machen Sie also keine Umstände, sondern fügen Sie sich, um Unglück zu verhüten!"

Alle Versuche, wenigstens noch eine Aufklärung des unerhörten Friedensbruches zu erlangen, waren vergebens, und als der Husar den Statthalter für alles verantwortlich machte, was aus seiner Renitenz entstehen könnte, schickte dieser sich unter wiederholtem Protest in das Unvermeidliche. Er selbst konnte sich freilich nicht dazu entschließen, die Hand zur Ausführung des Gewaltstreichs zu bieten, aber er gab dem Officier auf sein Begehren einen Führer, der ihn nur, wie der Soldat sich ausdrückte, „vor die rechte Schmiede" bringen sollte, „die Schlüssel zum Gefängniß habe er schon bei sich;" ein Blick auf seinen breiten Säbel in der reich beschlagenen Lederscheide belehrte den Statthalter, was damit gemeint sei. Der Officier ließ seine Escadron halten, übergab das Commando derselben an den ältesten Officier und

nahm nur den Cornet nebst drei Husaren, welche mit ihren Karabinern absitzen mußten, mit sich.

„Sie werden gefälligst meine Rückkehr abwarten", sagte er zu dem Statthalter. — „Lieutenant von Schlichten, halten Sie sich die Neugierigen vom Halse — wenn das Volk zudringlich wird, lassen Sie den Flügelzug vorprellen. Auf ein paar Schüsse kommt mir's auch nicht an, ich nehme Alles auf meine Kappe — verstehen Sie mir!"

In aufgeregter Gemüthsstimmung blieb der Statthalter unter Bewachung zurück. Er hatte wenigstens einen Namen gehört, der sollte zur Ermittelung der Freischaar dienen, denn daß er nur eine solche vor sich habe, stand ihm fest. Er wollte nicht ruhen noch rasten, bis er den arroganten Chef derselben zur Cassation verurtheilt sehe, sein Landesherr mußte ja eclatante Genugthuung erhalten, der König, an den er sich gleich zu wenden hatte, konnte sie ihm nicht verweigern! Am liebsten freilich wäre es ihm gewesen, wenn das Volk, das sich schon zu Hunderten versammelte, über die Husaren hergefallen wäre und sie verjagt hätte, so daß es ihm möglich würde, den Escadronschef mit sammt seinem Cornet, der noch ein bloßer Knabe war, in Fesseln und einem wohlverschlossenen Wagen auf die Reise nach Franken zu schicken. Aber dazu waren die Canaillen von Bürgern und Bauern ja zu feige.

Nichts ahnend, saß der Gefangene in seiner Zelle und blickte gedankenvoll durch das Fenster, als er plötzlich durch ein lautes Geräusch auf dem Gange gestört wurde. Er hörte feste Tritte, hörte Sporen klirren und den ihm wohlbekannten Anschlag von Säbeltaschen im Schreiten, der allein dem Husaren unverkennbar ist — kam man, ihn mit Escorte abzuholen und in ein anderes Gefängniß bringen zu lassen, da die Besuche von außen her kein Ende zu nehmen schienen! Zeit hatte er nicht, sich die Möglichkeiten, welche aus einer solchen Veränderung für ihn hervorgehen konnten, klar zu machen, denn an der Thür rasselte schon der Schlüssel und ein derber Fluch trieb den Aufschließenden zur Eile — die Thür wurde aufgerissen und freudig erschrocken sprang der Gefangene von seinem Stuhl auf; das waren ja die Pelze Luckner'scher Husaren.

„Schwerenoth!“ fluchte der Erste, welcher eintrat und statt des erwarteten Soldaten einen Mann in bürgerlicher Kleidung fand. — „Ist er denn das, Cornet?“

Der Cornet drängte sich vor. „Herr von Kellberg!“ rief er. — „Ja, Herr Rittmeister! Er ist es!“

„Rhuden!“ staunte der Befreite, den jungen Menschen wieder erkennend. Aber der Rittmeister gönnte ihm keinen Augenblick sich zu besinnen. — „Kommen

Sie, Kamerad!" sagte er, ihm die Hand reichend. „Sie sind frei, wir haben Sie abgeholt — ein Husarenstückchen, das sich am besten im Sattel erzählt! Wir dürfen keine Minute versäumen, sonst kommen sie uns noch über den Hals! Den Plunder lassen Sie hier — Toilette können Sie hinterm Busch machen, wenn wir erst ein paar Meilen getrabt sind. — Wir haben Alles für Sie mit!"

Max kannte den Officier nicht, der erst seit seiner Gefangenschaft zum Regiment gekommen sein mochte, aber er folgte ihm rasch — am hellen Tage war er durch einen Handstreich befreit, wie er durch einen solchen aufgehoben worden war. Partie und Revanche! Im Punkte des Rechts konnte man mit einander aufheben! Der Herzog von Braunschweig freilich hatte das Streifcommando nicht officiell aus den Winterquartieren zu einer solchen gewaltsamen Recognoscirung in die Staaten eines neutralen und seinem Kriegsherrn, dem Könige von Preußen, nah verwandten Fürsten beordert, er durfte gar nichts davon wissen, daß der Major von Luckner, der ihm unabläßig in den Ohren gelegen, ihm nur freies Spiel zu lassen, endlich, als ihn der Herzog definitiv, aber mit einem besondern Lächeln, zur Ruhe verwiesen, auf seinen eigenen Kopf gehandelt hatte. Diesen Kopf abreißen würde man ihm ja nicht, wenn

es nach gelungenem Coup zur Klage käme. Freilich nicht — dieser Kopf sollte viel später, als Luckner sich in Frankreichs Dienst begeben, das er jetzt bekämpfte, in Ehren ergraut — unter dem Beil der Guillotine fallen! Jetzt stand Luckner noch in der Blüthe männlicher Kraft, vor einem Jahre aus holländischem in hannoverschen Dienst getreten und mit Errichtung einer Husarenescadron betraut, hatte er bereits ein ganzes Regiment zusammengebracht, an dessen Spitze er sich einen guten Namen als Parteigänger gemacht hatte. Das Glück begünstigte alle seine Unternehmungen; aus unzähligen Gefechten ging er fast immer siegreich hervor, nie erlitt er persönlich eine Niederlage und wurde vom Oberfeldherrn zu immer wichtigeren Commandos ersehen, so daß er in jedem Jahre um einen Grad avancirte und schon nach sechs Jahren als Generallieutenant eine Armeedivision befehligte. Unter einem solchen Manne, der persönlich stets heitern Soldatenhumors und ein wahrer Kamerad seiner Untergebenen war, hatte Max Kellberg mit Freuden gedient, ihm verdankte er jetzt, wie er schon auf dem kurzen Gange bis zu der auf ihren Chef harrenden Schwadron erfuhr, seine Freiheit. Luckner hatte unter irgend einem andern Vorwande eine Schwadron seines Regiments, deren Führer er als einen kühnen, rücksichtslosen Soldaten kannte, entsendet und letzterem

seine geheime Instruction mitgegeben, welche er unterwegs nur seinem Cornet mittheilen sollte. Dieser, ein junger fränkischer Edelmann, war unlängst mit einer neuen Vorstellung für die Befreiung des gefangen Lieutenants von Kellberg, zugleich aber auch mit einem Empfehlungsschreiben für seine eigene Anstellung bei der Armee des Herzogs im Hauptquartier angekommen und dem Luckner'schen Regimente zugetheilt worden. Daß er Kellberg persönlich kannte, da er selbst Page am Hofe zu Ansbach gewesen, hatte Luckner bestimmt, ihn für den Streifzug zu der abgehenden Schwadron zu versetzen und so war Rynold von Rhuden auf der Freusburg erschienen. Wie anders aber sein ganzes Wesen, als zu der Zeit, wo ihn Max Kellberg zuletzt gesehen hatte! Soldatenleben und Kriegsluft sind schon die besten Heilkräfte.

Der Handstreich war vollkommen geglückt, aber der echte Parteigänger muß dann gleich spurlos verschwinden. So brach der Escadronschef, als er zu seiner Mannschaft zurückgekehrt war, ungesäumt auf; der markgräfliche Statthalter, der bis jetzt von zwei Husaren mit gespanntem Karabiner bewacht worden war, konnte mit ohnmächtigem Grimme sehen, wie der befreite Gefangene sich auf ein leeres Handpferd, das gewiß für ihn mitgebracht war, aufschwang und suchte nur die Gesichts-

züge des Anführers sich recht einzuprägen, um ihn später bei einer kriegsgerichtlichen Untersuchung, zu welcher er die weiteste Reise nicht scheuen wollte, als den Rechten bezeichnen zu können.

„Wollen Euer Gnaden sich nicht wenigstens ein Recipisse über den Gefangenen ausstellen lassen?“ flüsterte ihm einer seiner Unterbeamten in das Ohr.

„Er ist verrückt!“ fuhr der Statthalter den Protokollanten zornig an. Der Husarenofficier, nachdem Alles geordnet war, kam in bester Laune herüber, legte die Hand an seine fremdartige Filzmütze und sagte: „Mich zu recommandiren, Herr Statthalter! Die gewünschte Satisfaction bleibt Ihnen gut, heut sehen Sie selbst ein, daß ich pressirt bin!“

„Ersparen Sie sich den schlechten Witz! Die Satisfaction gebührt meinem Fürsten!“ erwiederte der Statthalter stolz.

„Mag er sie holen!“ lachte der Officier, winkte dem Unterofficier und seinen Husaren und sprengte mit ihnen der Schwadron nach, welche bereits auf das Commando des ältesten Lieutenants abmarschirt war.

„Wollen Euer Gnaden nicht erlauben, daß ich auf den Berg reite, um zu sehen, welchen Weg sie einschlagen?“ fragte wiederum der Mann, welcher dem Statthalter vorhin gerathen hatte, sich wenigstens einen Em-

pfangschein über den Gefangenen ausstellen zu lassen. Der Statthalter wies ihn jedoch ebenso unfreundlich zurück — wozu sollte eine Beobachtung ihrer Marschrichtung führen, wenn es nicht möglich war, sie im ersten Nachtquartier zu überfallen und ihnen ihre Beute wieder abzujagen! Es war viel wichtiger, sofort die Frevelthat zu Papier zu bringen und einen Eilboten damit abzusenden, Seiner Durchlaucht die geeigneten Maßregeln zur Bestrafung dieses Landfriedensbruchs anheimstellend.

Wenn doch die Herzen in der Ferne, welche sich um das Loos des Gefangenen auf der Freusburg bekümmerten, zu dieser Abendstunde durch eine Ahnung, was sich mit ihm zugetragen, beglückt worden wären! Aber die treue mütterliche Freundin, welche ihre letzte Hoffnung, daß der Feldherr ihres Max einen energischen Schritt für ihn thun werde, seit der ihr gewordenen, wenn auch noch so freundlichen Antwort geschwächt sah, glaubte nur von der Zeit und deren unerwarteten Wandlungen noch etwas erwarten zu dürfen und die Andere, welche sich nicht gescheut haben würde, selbst mit einer blutigen That seine Freiheit zu erkaufen, war selbst in diesem Augenblick eine arme Gefangene. Mit jenem Abende, als sie bei ihrer Tante Marietta die traurige Begegnung mit dem Manne gehabt, gegen welchen sie

sich eines wirklichen Vorwurfs bewußt war, schien alles Unglück über sie hereingebrochen zu sein und die Frau, die in ihrem Leichtsinn und ihrer Leidenschaft mit Gefahren gespielt hatte, vernichten zu wollen. Der letzte Plan, dessen Unausführbarkeit sie nicht hatte sehen wollen, war gescheitert; er wäre nie geglückt, wenn es auch dem Armen, den sie zu ihrem Werkzeuge gewählt hatte, gelungen wäre, zu dem Gefangenen zu kommen: Max würde sich nie dazu verstanden haben, sich auf Kosten eines Andern zu retten.

Es war aber gar nicht so weit gediehen — wie konnte sie glauben, daß man ihrer List zweimal Glauben schenken würde? Die alte Geringschätzung deutscher Leichtgläubigkeit, welche dem romanischen Blute eigen ist und schon in Kriegen vergangener Jahrhunderte versucht hatte, deutsche Städte durch die wiederholte Vorspiegelung einzunehmen, hatte auch sie geleitet. So war ihr letzter Sendling nicht allein mit seinem Verlangen und der schriftlichen Ermächtigung dazu, welche das erste Mal kein Mißtrauen gefunden hatte, abgewiesen, sondern, da er sich durch sein Benehmen verdächtig gemacht, angehalten worden. Ihrem Kutscher war es nur mit Mühe gelungen, als auch er mit Schiff und Geschirr verhaftet werden sollte, zu entkommen und seiner Herrin die schlimme Nachricht zu

bringen. Sie hatte keinen Augenblick gezaudert, sich den Folgen ihrer That zu entziehen. Konnte sie zweifeln, daß der Arme, dessen sie sich bedient hatte, im Verhör Alles bekennen und daß sie bald ermittelt und angeklagt werden mußte, einen kürfürstlichen Soldaten zur Desertion verleitet zu haben? Wer sollte sich hier ihrer annehmen, und war das überhaupt gegen eine solche Anklage möglich? Mit Verachtung aller Gefahr würde sie derselben getrotzt haben, wenn sie zugleich die Kunde erhalten hätte, daß Max befreit sei — jetzt aber glaubte sie sich noch immer bestimmt, ihm die Freiheit zu erkämpfen und so mußte sie sich die eigene Freiheit erhalten. Sie hatte daher nur in aller Eile ein Billet des Abschiedes an ihre Tante Marietta geschrieben, das sie der Wirthin zur Bestellung übergeben, dann war sie wiederum hinausgefahren in die unsichere Wildniß ihres Lebens, um sich einen neuen Zufluchtsort zu suchen, wo sie endlich, nach so vielen mißgeschaffenen, einen geharnischten, unantastbaren, zum Siege führenden Plan zu ersinnen hoffte. Oft schon war sie nahe daran gewesen, der Verzweiflung zu erliegen — aber immer wieder hatte sie sich muthvoll emporgerafft, und was sie stählte, jedem bösen Zufall unverzagt zu begegnen, das war das Bewußtsein, daß es zu jeder Stunde in ihre Macht gegeben sei, Allem ein schnelles Ende zu

machen. Weit durfte sie sich nicht entfernen — sie hatte einen Ort gewählt, wo sie der Verfolgung vom Trierschen aus entzogen war, obgleich nur eine Stunde oder wenig mehr von Coblenz entfernt, da wo sich die Straße öffnet vom Rheine seitab in das Thal der Lahn. Aber kaum hatte sie sich hier eingerichtet, als sie von dem unversöhnlichsten Feinde, ja von dem einzigen Feinde, den sie sich in ihrem Leben gemacht hatte, gefunden, erkannt und hinweggeschleppt worden war, um dem schwerbeleidigten Fürsten, dessen Huld sie mit schnödem Undank vergolten hatte, ausgeliefert zu werden. Es war ein hochgestellter Mann, den sie bei seinen überlästigen Bemühungen um ihre Gunst mit bitterm Hohn verschmäht und beleidigt, der sie seitdem mit Argusaugen bewacht und verfolgt, ihre Untreue gegen den Herrn verrathen und jenes unselige Zusammentreffen herbeigeführt, bei welchem sie selbst, nur indem sie sich zwischen die entblößten Degen warf, ein furchtbares Unglück verhütet hatte. Ihn hatte der Zufall, wie er jetzt seiner Gefangenen, Hohn mit Hohn vergeltend, erzählte, in den Besitz eines gewissen Liebespfandes von reizender Handarbeit gesetzt, daß ihr Adonis gleichwohl nicht theuer geachtet haben mußte, sonst würde er es nicht leichtsinnig verloren haben. Dadurch war er auch in den Besitz aller der saubern Liebesbriefe gelangt,

welche sie an ihren Galan gerichtet hatte, voller Ausdrücke über ihren fürstlichen Gebieter, welche hingereicht hätten, ihren hübschen feinen Hals zehnmal zu verwirken. Er hatte darin zugleich gelesen, wohin der Strafbare, der leider schon vor dem Attentat seinen Abschied gefordert und erhalten hatte und darum nicht unter erschwerenden Umständen wegen Felonie verfolgt werden konnte, sich zu begeben entschlossen und daß er zu Sayn bei seinen Verwandten eine Zeitlang sich aufhalten werde. Nach der Sachlage, welche keine Verzögerung duldete, hatte dadurch der Herr, welcher auf der Rückreise von seiner Inspicirung in Altenkirchen durch Mißverständniß jenen Fund bekommen, sich für ermächtigt und verpflichtet gehalten, sogleich die nöthigen Maßregeln zu veranlassen, daß auf den Schuldigen gefahndet und derselbe, da man auf kurtrierschem Gebiete nicht offen gegen ihn auftreten konnte, im Betretungsfalle auf einem andern, wo solche Rücksichten überflüssig, verhaftet werde. Dann hatte er seinen Fürsten schleunigst von der wichtigen Entdeckung und was er darauf gethan, in Kenntniß gesetzt und somit Alles eingeleitet, was seitdem gegen Max Kellberg geschehen war. Dem Fürsten aber war unterdessen noch der größere Verdruß widerfahren, daß die schöne Frau, der er wirklich in Liebe, weit über all seine frühern flüchtigen Neigungen, zugethan war,

sich heimlich entfernt hatte, wahrscheinlich aus Furcht vor seinem Zorn, und sie hatte diesen doch so gar nicht zu fürchten, denn er würde ihr bald verziehen haben, da er auf eine unverbrüchliche Treue bei ihrer Vergangenheit niemals gerechnet hatte! War sie doch um seinetwillen, verblendet durch seine persönliche Liebenswürdigkeit und vielleicht auch durch seinen hohen Rang und seine Verheißungen in Venedig, einem deutschen Cavalier untreu geworden, der sie gewiß geheirathet hätte! Eine kleine Episode in dem Roman, den sie nun als Frau von Dalheim gespielt, hätte der nachsichtige Fürst ihr schon verziehen, sie aber hatte, vor ihm zitternd, die Flucht ergriffen und in dieselbe noch einen Leibpagen verwickelt, der, wie es schien, den postillon d'amour bei jenem Intermezzo abgegeben hatte. Dem Pagen, wenn er sich betreffen ließ, war seine Strafe gewiß; der schönen Frau aber hatte er einen Generalpardon zugedacht und seinem Vertrauten, von dessen eignen schmählich gescheiterten Absichten Paolina großmüthig gegen ihn geschwiegen hatte, Vollmacht gegeben, ihr, wenn er sie ermitteln könne, seine volle Verzeihung zuzusichern, dafern sie nach Ansbach zurückkehren wolle. Das hatte er auch gethan, als er auf einer neuen Reise nach Altenkirchen sie zu Oberlahnstein getroffen hatte und erst, als sie diese Gnade nicht anerkannte, sondern sich für

frei von jeder Verbindlichkeit erklärte, war er zu dem Entschlusse gekommen, sie mit Gewalt zurückzuführen, wofür er den Dank seines Herrn zu gewinnen hoffte. Er hatte diesen Entschluß so rasch ausgeführt, daß er es für ein zweites Meisterwerk, wie die Gefangennahme ihres Galans fast vor der Front seiner Husaren gewesen war, ansah, eine That, die er zwar nicht persönlich vollbracht, aber doch eingeleitet hatte. Sein Herr mußte ihn loben. Ohne alles Aufsehen war ihm Alles geglückt. Lahnstein war damals churmainzisch, aber es lag zwischen Trierschen, Hessischen und mehrern Zwickeln der verschiedenen Nassauischen Linien, so daß jede Handlung leicht von einem Territorium auf das andere gespielt werden konnte; dennoch wäre es gefährlich gewesen, die Dame, deren italienischen Sinn er kannte, mit offener Gewalt zu entführen, er mußte sie überlisten und sicher machen, um sie etwa bis Ems zu locken, wo er zu dieser öden Jahreszeit keine unangenehme Begegnung mehr zu fürchten hatte und die Maske des uneigennützigen Freundes abwerfen konnte. So hatte er ihr, welche eine seltene Unbefangenheit bei seinem unerwarteten Anblick in Lahnstein bewiesen, vorgespiegelt, er sei in Ungnade bei seinem Herrn gefallen und habe sich in den Dienst des Fürsten von Nassau-Weilburg begeben, weil seine ganze Verwandtschaft, die Dernbachs,

Nau's, Milchlinge u. s. w., im Lahngau reich begütert seien; mit Antheil, ohne irgend in den alten Ton zu verfallen, hatte er nach ihren Schicksalen gefragt und, wenn er auch nichts davon erfahren hatte, ihr die verstohlene Andeutung gemacht, daß sie vielleicht für die Pläne, welche sie verfolge, in seinem neuen Fürsten einen Beschützer finden könne, wobei er diese Pläne nicht undeutlich bezeichnet hatte, um sie zu überzeugen, daß er eingeweiht sei. Sie hatte dann seinen Vorschlag, sie an dem Hofe, wo er wiederum als Kämmerer zu dienen vorgab, gelegentlich vorzustellen, angenommen und er war über ihr kindliches Vertrauen erstaunt. Noch mehr aber hatte sie alle seine Menschenkenntniß zu Schanden gemacht, als sie wirklich in seiner Begleitung abgereist war und er ihr nun mit schlecht verhehltem Triumph erklärt hatte, daß sie in seiner Gewalt sei und ihm nach Ausbach folgen müsse. Im ersten Augenblicke hatte sie ihn wohl bestürzt angeschaut — denn er hatte ihr von der versöhnlichen Gesinnung seines Herrn kein Wort gesagt — dann aber war in ihrem Gesicht eine stolze Befriedigung aufgegangen und sie hatte ihm mit einem lachenden Ausdruck erwiedert, daß er darin nur ihren Wünschen zuvorkomme. Hatte sie ihn durchschaut, war sie der Macht ihrer Schönheit so gewiß oder wie

sollte er sich ihr Lachen, das ihm unheimlich genug geklungen hatte, sonst erklären?

Es war freilich das Auflachen ihres bösen Dämons gewesen. In tausend planlosen Ideen hatte sie sich gequält, selbst den Strohhalm ergriffen, der ihr in dem möglichen Interesse eines neu zu gewinnenden Beschützers erschienen war und nun wurde sie doch, wie durch Schicksalsgewalt, dem ersten Gedanken ihrer Seele, den sie bisher immer gescheut und vermieden hatte, wieder zugetrieben. Ja, es war ihr bestimmt, sie konnte nicht anders! Schaudernd zwar, aber nun es unabwendbar geworden, mit einer wilden dämonischen Lust, fügte sie sich dem ehernen Fatum, das ihr Loos geworfen, wie das manches andern unglücklichen Wesens, mit dessen Lieben und Leiden sie einst in Tönen auf der Bühne die entzückt lauschenden Zuhörer erschüttert. Wie hatte sie sich so lange dagegen sträuben können!

„Beschleunigen Sie unsere Reise, Herr Kammerherr!“ bat sie ihren Begleiter, der jetzt, nun er Alles erreicht hatte, völlig rathlos war, wie er sich ihre plötzliche Verwandlung zu deuten habe.

Er verneigte sich, aber er hatte gar keine Eile, ihre Bitte zu erfüllen. Da seine Reise nach Altenkirchen unterbrochen worden war, mußte er erst die Angelegenheit, welche sie veranlaßt hatte, nämlich die Abführung

des Staatsgefangenen nach einem andern, geheim zu haltenden Verwahrsam, schriftlich ordnen. Dazu machte er schon in Nassau einen Halt und gab so dem Eilboten, welchen der Amtmann von Altenkirchen mit der Meldung des Ueberfalls der Freusburg abgefertigt hatte, Gelegenheit, ihn dort zu treffen. Der Kammerherr kannte den Mann und hielt ihn an; das Schreiben, das er in seiner Couriertasche trug, war zwar versiegelt und durfte nicht eigenmächtig erbrochen werden, aber es wurde durch die mündliche Erzählung, in welche der Bote gleich überfloß, vollkommen ersetzt. Fremde Husaren waren plötzlich dahergebraust, hatten den Statthalter gefangen genommen, das ganze Land mit Feuer und Schwert zu verheeren gedroht und die Freusburg stürmen wollen, wenn ihnen nicht der Gefangene herausgegeben würde. Das habe dann geschehen müssen und sie waren mit ihm davon gejagt. —

Ein lauter Ausruf begeisterter Siegesfreudigkeit mahnte den bestürzten und zornigen Zuhörer der lebhaften Erzählung daran, daß er nicht allein sie vernommen habe: auf der Schwelle des Nebenzimmers stand mit glühenden Wangen und funkelnden Augen, aus denen die höchste Seligkeit strahlte, die Frau, welche jene Kunde wie die endliche Erfüllung ihrer heißesten Wünsche traf. Ihre Schönheit leuchtete in diesem Moment mit wahr=

haft blendendem Glanze; es war der Silberblick ihres ganzen Lebens, das mit ihm nun erlöschen konnte! So war sie es doch gewesen, welcher Max seine Rettung verdankte! Rynold, der Treue, hatte seine Sendung erfüllt, ihr Schreiben an den Feldherrn war nicht unbeachtet geblieben — der heiligen Jungfrau, zu der sie lange nicht gebetet, weihte sie in diesem nie wiederkehrenden Augenblicke reiner, selbstloser Freude ein Gelübde der Dankbarkeit, aber schon faßten sie wieder die Wogen irdischer Brandung, in denen ihr Lebensschifflein zwischen Klippen ein Spielball war und zogen sie in ihre Strudel.

„Sie triumphiren, gnädige Frau?“ rief der Mann, in dessen Gewalt sie sich befand, von ihrem Ausruf gereizt. „Ich begreife das — aber jubeln Sie nicht zu früh! die Strafe wird dem Verbrechen auf dem Fuße folgen und — vergessen Sie das nicht, Frau von Dalheim — es giebt eine Grenze auch für die nachsichtigste Geduld. Wir werden unsere Reise nach Ihrem Wunsche beschleunigen. In kurzer Zeit werden Sie am Ziele Ihrer Intriguen sein!“

Sie würdigte ihn keiner Antwort, nur ein Blick der tiefsten Verachtung schien seiner drohenden Rede zu spotten. Rasch wandte sie sich um und schloß die Thür ihres Zimmers hinter sich zu. Dort warf sie sich auf

die Kniee, aber nicht, um der Mutter aller Gnaden, zu der man ihre Kindheit hatte beten gelehrt, den heißen Dank ihres Herzens zu wiederholen, sondern in wilder, leidenschaftlicher Verwirrung der Sinne durch die Andeutung ihres Feindes, wie sie dem erhebenden Momente nur zu bald gefolgt war. Wonne und Verzweiflung, Hochgefühl im Bewußtsein errungenen Sieges und Herzensöde, Grauen vor ihrer Zukunft, der Gedanke, daß Max frei und glücklich, und daß er ihr auf ewig verloren war, die letzten strengen Worte Marietta's, das eigene strafende Bewußtsein, der nächste Schritt in die Wüste ihres Lebens: Alles das flutete in ihrer Seele durcheinander und endlich zu einem einzigen schwarzen Katarakt zusammen, der sie mit sich hinabriß. Ihr Schicksal hatte sich erfüllt — und der Gedanke, mit dem sie schon oft gespielt hatte, wurde zur That.

Sie hob ihr schwarzes Auge mit glühendem Blicke gen Himmel, ein verzücktes Lächeln schwebte um ihren Mund — in ihrer Hand blitzte die scharfe Klinge empor und tauchte zweimal, mit festem Stoß geführt, in ihren schönen Busen, dann sank Paolina still zusammen.

Neuntes Kapitel.

Zerknirschung.

Der Gewaltstreich, dessen sich der kühne Reiterführer auf eigene Verantwortung, der stillschweigenden Billigung seines Feldherrn gewiß, in jenem Husarenstücklein getraut, war vollkommen gelungen und gab dem wohlwollenden Geheimsecretair des Herzogs zu seiner wahren Freude Gelegenheit, dem ersten unbefriedigenden Schreiben an die Verwandte des Gefangenen, für welchen der Fürst nur wenig thun konnte, ein zweites folgen zu lassen, durch welches er das Herz der bekümmerten Frau aller Sorgen enthob.

Mit zitternder Hand erbrach Antoinette das Siegel, ihre Augen flossen von Thränen über, als sie Westphalen's herzliche Worte las; aber der beglückte Ausdruck ihrer Mienen sagten der Schwester und Stein, welche zugegen waren, daß jene Thränen nur der Freude

entsprangen. Sie war außer Stande, den Brief vorzulesen und reichte ihn stumm ihrem Schwager, welcher ihn mit lauter Stimme, die vor Lust an der That ihres Inhalts bis zum Donner stieg, seiner Frau vorlas. — „Das ist doch einmal etwas!" schrie er dann. „Ich hab's immer gesagt, in der Faust liegt schon das beste Mittel in allen Nöthen! Mit Bitten und Betteln kommt man zu nichts!"

„Aber — wird es auch gut geheißen werden? Kann der Markgraf sich das gefallen lassen?" zagten die Frauen.

„Ob's ihm gefällt oder nicht, seine Leute haben's nicht anders gemacht: wie gewonnen, so zerronnen! Wenn er seinem Vetter, dem Könige, damit kommt, der wird ihn schon abführen — übrigens sind die Lucknerschen ja nicht einmal preußische Husaren, sondern hannoversche, und der König von England wird sich seine Officiere auch nicht kapern lassen. Heult nicht, Weibsleute, sondern hole lieber eine Flasche Wein herauf, Nette, daß wir des Jungen Gesundheit trinken."

Antoinettens volles Herz mußte sich noch an demselben Tage gegen ihre Freundin Friederike Walderdorff aussprechen, der sie zugesagt hatte, ihr sogleich zu schreiben, wenn sie eine weitere Nachricht von Herrn von Westphalen bekommen. Dadurch wurde auch der Kurfürst

bald von dem Ereigniß unterrichtet, das sich unter so außergewöhnlichen Umständen zugetragen hatte. Es machte auf ihn zuerst auch keinen ungünstigen Eindruck, denn es trug den Stempel frischer Thatkraft, und Johann Philipp hatte trotz aller Anklagen, die gegen Kellberg von anderer Seite bei ihm erhoben worden waren, noch immer einiges Interesse für den jungen Mann bewahrt, wie er überhaupt Persönlichkeiten, die ihm einmal ein solches eingeflößt, selten fallen ließ. Aber bei näherer Beleuchtung fand er doch, daß ein solches gewaltsames Verfahren, das den gesetzlichen Weg verschmäht und nur das Recht des Stärkeren kennt, gerade in der jetzigen Kriegszeit sehr bedenklich sei. Der Herzog von Braunschweig spielte ohnehin den unumschränkten Gebieter in ganz Westfalen, kümmerte sich nicht im Geringsten um die Hoheitsrechte der dortigen Reichsstände, welche nicht mit Hannover und Preußen verbündet waren, hob Rekruten aus und legte Kriegssteuern auf nach Belieben, besonders in den Hochstiftern Paderborn und Münster. Was sollte daraus werden, wenn nun seine Generale und Obersten, jeder auf eigene Hand, ihre Streifzüge weiter ausdehnten! Dann wäre es ja wohl besser gewesen, lieber gleich statt der leidigen Neutralität die offene Partei gegen Preußen zu ergreifen, da kein neutrales Land mehr respectirt wird.

Die Gäste an der kurfürstlichen Abendtafel, gegen welche Johann Philipp diese Ansicht aussprach, pflichteten ihm bei und es kam wieder die Rede auf die Kriegscontribution, die noch immer wie eine drohende Wolke über dem Erzstift Trier schweben sollte, obgleich officiell darüber nicht das Mindeste verlautet hatte. Eine Anfrage, welche irgend ein heißblütiger Domkapitular im Gefühl seiner Unverletzlichkeit vorgeschlagen hatte, war vom Kanzler Münch-Bellinghausen dringend widerrathen worden, sie hätte das Unglück gewiß eher herbeigeführt, als abgewendet. Alles, was man unter der Hand durch gewandte Leute erfahren hatte, war, daß der Herzog vom Könige von Preußen, der ihn kürzlich zum Generalfeldmarschall ernannt, die Weisung erhalten habe, „auf die unzuverlässigen Fürsten am Rhein ein Auge zu richten und sie bei weiterm Vorrücken durch tüchtige Kriegscontributionen und Rekrutenstellungen etwas mitzunehmen.“ Ob damit nur Köln und Pfalz, die schon davon gelitten, oder auch Trier und Mainz gemeint waren, blieb zweifelhaft, und der Kurfürst von Trier konnte immer für seine Zuverlässigkeit anführen, daß er den Franzosen die geforderte Einräumung von Ehrenbreitstein abgeschlagen habe. Indessen wurde wohl bei einer allgemeinen Maßregel gegen die reichen Länder des Krummstabes keine Ausnahme gemacht und es fragte

sich nur, wie man sie abwenden sollte. Eine wehrlose Neutralität ist der jammervollste Zustand, das sah man wohl ein; aber wie sollte man sich bei der erbärmlichen Wehrverfassung, die aus dem Elende des dreißigjährigen Krieges mit anderem Unheil für Deutschland hervorgegangen war, eine achtunggebietende Macht schaffen? Es lag nur an dem guten Willen der Kriegführenden, ob sie die Neutralität der Kleinen anerkennen wollten oder nicht.

„Wir werden uns doch am Ende nach anderer Hülfe umsehen müssen!“ fiel das unselige Wort an der Tafel des Kurfürsten, und das Fräulein von Walderdorff sah erschrocken auf ihren Bruder, hoffend, daß er die undeutsche Rede strafend zurückweisen werde. Der Kurfürst blickte aber gedankenvoll auf seinen Teller und schwieg. Es war eine tiefe Pause. Dann fing Johann Philipp an, von gleichgültigen Dingen zu reden und fragte zuletzt den Leibarzt Miltz, welcher bei der Krankheit der Gräfin Zandt mit zu Rath gezogen worden war, nach deren Befinden. Der Leibarzt erklärte dasselbe für sehr bedenklich, da es sich seiner Natur nach durch Mittel, welche der Heilkunst zu Gebot stehen, nicht recht anfassen lasse. „Also wirklich eine ausgesprochene Gemüthskrankheit?“ fragte der Kurfürst.

Dr. Miltz konnte die Frage nach seiner Ansicht nur

bejahen, fügte aber hinzu, daß sein Urtheil nur ein bedingtes, weil die Kranke selbst für den Hausarzt schwer zugänglich sei. Sie dulde ihn kaum ein paar Minuten in ihrer Nähe, und lasse sich auch nicht unbemerkt beobachten, denn sie besitze einen wunderbaren, nur durch ihre aus den natürlichen Fugen und Grenzen gerückten Geisteskräfte erklärlichen Instinct, jedes fremde Wesen in ihrer Nähe gleich zu fühlen und gerathe dann in eine Aufregung, welche gefährliche Folgen haben könne. Der Arzt müsse sich also meist auf die Mittheilungen ihrer Kammerfrau verlassen, die Einzige, welche der Kranken nahen dürfe.

„Aber die Tochter?“ fragte der Kurfürst, welcher sich zum ersten Male ausführlich über diesen Gegenstand berichten ließ.

„Die Comtesse nicht ausgenommen, Durchlaucht“, erwiederte der Leibarzt.

„Das ist ja sehr traurig!“ sagte der Fürst, sich an seine Schwester wendend. „Das arme Kind hat in ihrem jungen Leben schon so viel erfahren!“ — Er dachte an den Tod seines Oberforstmeisters, welcher Madlone zum Gemahl bestimmt gewesen war und fragte dann, in welcher Weise, wenn der Himmel noch Schweres über sie verhängen sollte, für ihre Zukunft gesorgt sei. Man beruhigte ihn darüber und nannte ihm ihre beiden

Vormünder, welche sich bereits, da sie von der Mutter keinen Einspruch mehr befürchten durften, ihrer Pflicht erinnert hatten. Friederike wies auf die Gräfin Hillesheim hin, die wohl der beste Trost für das arme Mädchen sei.

„Man sollte sie, da die Kranke nichts von ihr wissen will, ganz von ihr trennen!“ bemerkte der Obermarschall Graf Wittgenstein, erfuhr aber von Fräulein Walderdorff lebhaften Widerspruch: Madlonens kindliches Gefühl werde sich gegen ein solches Ansinnen sträuben. Der Kurfürst befahl einem der beiden Leibpagen, sich morgen in Seinem Namen im Hause des Grafen Hillesheim nach dem Befinden der Gräfin Zandt zu erkundigen und hob dann bald die Tafel auf. Nur seine Schwester wurde noch eine Weile von ihm zurückgehalten, sie folgte ihm in sein Zimmer.

Er ging dort einige Male schweigend auf und ab und wies die ungestümen Freudenbezeugungen seiner Hunde bei seinem Eintritt von sich. Dann blieb er vor Friederiken, welche sich auf ihren gewohnten Platz gesetzt hatte, stehen und sagte: „Ich sehe kaum ein anderes Mittel, die Selbstständigkeit meines Staats zu behaupten!“

„Als —?“ fragte sie gespannt, seine Meinung aber schon ahnend.

„Als die mir schon oft gebotene Hand der Unter-

stützung anzunehmen. Du blickst mich sorgenvoll an, Fritz! Ich weiß Alles, was Du mir sagen willst und habe es mir schon oft selbst gesagt. Aber was bleibt mir übrig? Soll ich mein Land dem fremden Belieben Preis geben, daß man es brandschatzt, seine Söhne unter fremde Fahnen schleppt oder wohl gar mit dem Rechte der Eroberung das ganze Erzstift säcularisirt, wie es mit so vielen schon geschehen ist."

„In unseren Zeiten nicht mehr!" erwiederte sie. „Du sprichst von Fremden — sind denn die sogenannten guten Freunde, die uns die Hand wahrhaftig nicht in uneigennütziger Absicht bieten, keine Fremden?"

Der Kurfürst rückte ungeduldig an seinem gold-gestickten Käppchen. „Freilich! Freilich!" sagte er. „Und an reinen Edelmuth von ihrer Seite glaube ich so wenig, wie Du! Aber was sollen wir denn anfangen, wenn uns Kaiser und Reich im Stich lassen? „Einig zusammenstehen, dann würde uns keine Macht etwas anhaben! „Ja, das sagst Du wohl und es wäre herrlich, aber ist denn Einigkeit unter uns Deutschen denkbar? Ist sie je da gewesen oder wird sie je kommen?"

Es war die alte Klage, die wie ein Erbfluch durch unsere ganze Geschichte geht. Der Kurfürst sprach mit seiner Schwester noch lange davon; aber konnten sie an dem Unglück Deutschlands, mit allen frommen Wünschen

etwas ändern? Friederike Walderdorff mußte zufrieden sein, daß ihr Bruder noch keinen Entschluß gefaßt, wie sie ihn fürchtete, sondern nur dessen Möglichkeit hingestellt hatte.

Der Edelknabe des Fürsten, als er am andern Morgen dem Befehle seines Herrn gemäß ausging, begegnete auf der Straße einem Verwandten, der, den Hut in die Stirn gedrückt, so hastig daher kam, daß er seinen jungen Vetter gar nicht bemerkte, bis dieser ihn bei Namen rief und grüßte.

„Bist Du's, Cousin?“ fragte er dann zerstreut und unruhig. „Wohin so früh?“

Der Page erklärte seinen Auftrag. — „Spar' Dir den Gang!“ rief der Vetter. „Sage, schlecht, sehr schlecht! In jenem Hause herrscht das Unglück! Betritt die Schwelle nicht.“

„Aber, Löwen!“ entgegnete der Page, von der Heftigkeit seines Verwandten betroffen. Dieser stand ihm jedoch nicht Rede, sondern schlug sich vor die Stirn, und eilte fort. Was war ihm geschehen?

Als der Edelknabe das Hillesheim'sche Haus betrat, mußte er doch an die unheimliche Rede seines Vetters denken, aber er war jung und herzhaft und lächelte über Löwen's Exaltation. Der Thürsteher, an den er sich zuerst wandte, hatte Respect vor der kurfürstlichen

„Livree“, wie vor Zeiten auch die vornehmste Hofuniform genannt wurde. Er gab ihm Bescheid, wo die Zimmer der Gräfin Zandt lagen, da der Page sich mit seiner Auskunft über das heutige Befinden nicht begnügen wollte. Wenn irgend möglich, hoffte er die reizende Comtesse selbst zu sprechen; der Name Seiner Durchlaucht sollte ihm den Weg zu ihr bahnen. Er hatte auch wirklich die Dreistigkeit, sich durch den ersten Diener, den er traf, im Auftrage des Kurfürsten bei ihr anmelden zu lassen; statt der bildschönen Madlone, welcher sein junges Herz entgegenschlug, erschien aber eine ältere Frau mit scharfen Zügen und stechenden schwarzen Augen, die ihm sehr häßlich vorkam. Sie war auch von Allem, was sie jetzt erlebt hatte, jedes Restes ihrer frühern Anmuth, wenigstens für den Moment, beraubt. Ohne eine Spur von Ehrerbietung hörte sie den Beweis Allerhöchster Theilnahme an, und erwiederte mit einer Stimme, welche um Vieles tiefer klang, als die des Pagen, daß die Comtesse außer Stande sei, ihn zu sprechen und daß die Frau Gräfin noch immer keine Hoffnung auf eine baldige Genesung gebe. Sie machte ihm dann eine kurze Verneigung, als sei es an ihr, ihn zu entlassen und entfernte sich. Er hätte sich freilich den Gang sparen können, sein Vetter hatte Recht. Was war diesem aber geschehen?

Löwen hatte nach jener doppelten Ueberraschung, welche ihm in Marietta's Zimmer zu Theil geworden war, schnell mit sich Abrechnung gehalten. Die alte Leidenschaft, die ihn schon in Venedig zu dem Entschlusse getrieben hatte, der bezaubendern Paolina seine Hand zu bieten, war bei dem Wiedersehen von Neuem in vollen Flammen aufgelodert und hatte jede andere Regung in ihm erstickt; sie war ihm ungetreu geworden und er wußte wohl, um wen; aber das Alles konnte er vergessen und vergeben, wenn sie ihm nun angehören wollte! So hatte er gefühlt und gedacht, bis Madlonens plötzliche Erscheinung ihn ernüchtert, zum Bewußtsein aller Verhältnisse gebracht, dadurch aber der Fassung völlig beraubt und zum eiligen Rückzug gezwungen hatte. Zu Hause war er dann zu der Ueberzeugung gekommen, daß er seine Werbung um Madlone gänzlich aufgeben müsse, und er war jetzt froh, daß er sich noch nicht erklärt hatte. Ein Verhältniß, wie er es sich durch die gewandte Vermittelung der schlauen Italienerin gedacht, war ihm jetzt selbst unmöglich erschienen — aut, aut! hieß es, entweder, oder! Er mußte sich entscheiden — und wie ihm das Bild der Venetianerin in all ihrer südlichen Glut und Formenpracht wieder vorschwebte, war er nicht länger zweifelhaft gewesen. Brechen mußte er freilich mit Allem, was ihn in der Heimath umgab,

aber hatte er nicht im Geiste schon einmal damit gebrochen, als er Paolina, die er nicht anders gewinnen konnte, seine Hand und seinen Namen geboten? Was galten ihm alle Stammbäume der Welt, was die Turnier- und Hoffähigkeit seiner Nachkommen, wenn er ihnen sein Glück opfern sollte! So war er denn schnell zu dem Entschlusse gekommen, sein früheres Wort aufrecht zu halten und Paolina trotz Allem, was seitdem geschehen war, noch einmal seine Hand zu bieten und wenn sie dieselbe annahm, mit ihr seine Heimath zu verlassen und in weiter Ferne eine schöne Stätte zu suchen, wo er bleibend sein festes Haus gründen könne. Das hatte er Marietta gleich am andern Morgen geschrieben, und keine Antwort darauf erhalten; nach mehrtägigem Harren war er einige Mal vergebens in ihrem Hause gewesen, natürlich unter demselben Vorwande, nach der kranken Gräfin zu fragen und immer hatte er Marietta nicht sprechen können. Heut endlich! Sie hatte so eben die Nachricht erhalten, daß Paolina ermordet sei! Darum war er, kaum seiner Sinne mächtig, auf die Straße herausgestürzt, wo er seinen jungen Vetter getroffen hatte, darum war dieser von Marietta in einer Verstörung empfangen worden, daß sie ihr eigenes Spiegelbild nicht wieder erkannt hätte. Paolina war ermordet; ihr treuer Marquard hatte die Nachricht in

trostlosem Grame nach Coblenz gebracht, wo sich ihre einzige Verwandte kaum über den Inhalt der letzten Zeilen, welche sie nach der Abreise der Unglücklichen zu neuen unsichern Unternehmungen erhalten, etwas beruhigt hatte. In dem kleinen Städtchen, das unter der alten Stammburg des Hauses Nassau liegt, war Paolina mit dem Herrn, dem sie sich angeschlossen hatte, und den ihr Kutscher von Ansbach her nach Stand und Namen kannte, angekommen, es hatte nur eine kurze Rast dort gemacht werden sollen — plötzlich war der Diener, im Stalle, wo beide Kutscher ihre Pferde versorgten, durch ein lautes Rufen und Laufen im Hause erschreckt worden und hatte seine Herrin in ihrem Blute, den Dolch, mit welchem sie sich den Tod gegeben hatte, noch fest in ihrer Hand, gefunden. Kein Schatten eines Verdachts konnte auf einen Andern fallen! Der Kammerherr war überdem gerade mit dem Hauswirth im Gespräch gewesen, als die That geschehen und unmittelbar darauf von der Magd, welche die Dame zur Mahlzeit rufen wollte, entdeckt worden war. Von dem Entsetzen, mit welchem der Kammerherr die schöne Leiche erblickt hatte, konnte der Diener gar nicht genug reden: es war gewesen, als habe er seine eigene Frau verloren! Geschehen war dann Alles, was hatte geschehen können, der herbeigerufene Arzt hatte aber keine Hülfe mehr möglich gefunden

— der Kammerherr hatte sofort bei der Obrigkeit Anzeige gemacht, sich zu erkennen gegeben und Alles, was der Todten gehört hatte, unter Siegel nehmen lassen, ihn, dem Kutscher aber, gegen den Einspruch des Bürgermeisters, erlaubt, mit dem Wagen der Frau von Dalheim, über welche er die nöthige Auskunft ertheilt, nach Coblenz zurückzufahren, um dort ihrer Tante, die ihm der Diener jetzt genannt, das Unglück zu melden. Der Bürgermeister hatte sich durch die Autorität, mit welcher der Kammerherr des Markgrafen von Ansbach auftrat, imponiren lassen und dessen demnächst erfolgender Abreise kein Hinderniß in den Weg gelegt, auf die Gefahr, darüber von seinem gestrengen Amtmann des Fürsten zu Nassau-Dietz zur Verantwortung gezogen zu werden. Die Leiche der Selbstmörderin, welche ihm zur Bestattung übergeben war, konnte natürlich kein Grab auf dem Kirchhofe finden. Ehe man sich jedoch über die Stätte, wo ihre irdische Hülle zur ewigen Ruhe zu betten, geeinigt hatte, erschien eine fremde Frau in Begleitung eines dem Anschein nach vornehmen Mannes, welche sich als die Verwandte der Verstorbenen angab und durch den Kutscher der Letztern, der sie hergebracht hatte, als solche bezeugt wurde. Sie forderte die Leiche, um sie in katholischer Erde begraben zu lassen, und der Bürgermeister des protestan-

tischen Städtchens konnte dagegen nichts einwenden, es überhob ihn aller Verlegenheit und das Eigenthum der Verstorbenen blieb ja doch bis zur Legitimation der Erben unter amtlichem Siegel hier. Daß die Frau, welche sich Marietta Masolini, Kammerfrau der Gräfin Zandt, genannt hatte, eine nahe Verwandte der Todten war, bewies ihre tiefe Traurigkeit; aber auch der Cavalier, welcher sie begleitet hatte, trug Leid um sie, er hatte geweint, als er ihr schönes, nun so friedliches Antlitz im Sarge erblickt hatte!

Es währte nicht lange, so verbreitete sich die Kunde des traurigen Ereignisses, welche die Nächstbetheiligten gern unterdrückt hätten, in der ganzen Gegend und kam auch nach Sayn durch Herrn von Boos, welcher sie in Coblenz gehört hatte. Der Name, der dabei genannt worden war, ließ keinen Zweifel, daß die Unglückliche dieselbe Frau gewesen, welche hier unter so eigenthümlichen Verhältnissen aufgetreten war. Antoinette Kellberg hatte eben den längstersehnten Brief ihres Max erhalten, welcher endlich seine glückliche Ankunft bei der Armee meldete und sich über seine Befreiung mit großem Humor aussprach. Für Stein war in dem Brief das Wichtigste, daß er den Marsch von der Freusburg nach Westfalen auf seinem Goldfuchs gemacht hatte, daß er also wieder im Besitz desselben war; wie er dazu

gelangt, erklärte er zwar nicht ausdrücklich, er mochte wohl voraussetzen, daß sie das wüßten, da das Pferd von ihnen abgeschickt worden war, aber aus seinen Worten ließ sich doch so viel entnehmen, daß Veit nicht, wie Herr von Stein geglaubt, mit dem ihm anvertrauten werthvollen Thiere durchgegangen, sondern, weil er den beurlaubten Officier nicht getroffen, weiter geritten sei, um ihn noch einzuholen. Wahrscheinlich hatte der ihn dann mitgenommen, da er doch in hiesiger Gegend nichts mehr zu suchen hatte.

„Du hast mehr Noth um das Pferd gehabt, als um den armen Max!“ sagte Frau von Stein zu ihrem Manne.

Da klopfte es an die Thür und Herr von Boos erschien mit seiner Nachricht, welche für die Familie ja das größte Interesse haben mußte. Antoinette wurde bleich, als sie das unglückliche Ende der Frau hörte, an welche sie nur mit dem tiefsten Mitleid gedacht; was mochte die Arme zu dieser That der Verzweiflung bewogen haben, was mußte in ihrer Seele vorgegangen sein, ehe sie so weit gekommen war! Antoinette hätte wohl gewünscht, den ersten Eindruck wahrnehmen zu können, welchen diese Kunde auf Max machen mußte und sie erwog bei sich selbst, ob sie ihm darüber schreiben sollte. In seinem Briefe, den er nur auf sie berechnet

hatte, war eine Stelle gewesen, die sie nur auf die Unglückliche deuten konnte, er hatte von einem Wiedersehen und einem Rettungsversuch gesprochen, der seiner Ehre das Empörendste zugemuthet, doch war er flüchtig darüber hinweggegangen und hatte sich vorbehalten, darüber einmal mündlich mit seiner Tante zu reden, die er doch spätstens im nächsten Winter wiederzusehen hoffte, wenn der Friede nicht früher durch einen glorreichen Sieg hier oder in Böhmen erkämpft werde. Gleich an diese Stelle, in einer Gedankenverbindung, welche die Tante nicht mißverstehen konnte, hatte Max die Erinnerung an seine vorige Anwesenheit in Sayn geknüpft: „sie wird mir unvergeßlich sein! Was ich von dort mitgenommen habe, ist das Kleinod und der Stern meines Lebens geworden!“ Antoinette hätte diese Worte, welche sie unendlich beglückten, gern für sich und die Schwester behalten, weil sie den Spott ihres Schwagers, der ihren Sinn nicht entfernt ahnte, herausforderten. Jetzt klangen sie wieder in ihrer Seele, als sie sich mit der traurigen Mittheilung des Herrn von Boos beschäftigte, welche lebhaft besprochen wurde. Ueber die Verhältnisse der Frau von Dalheim war noch nichts bekannt, auch die Umstände ihres Todes verschieden erzählt worden; Herr von Boos behielt sich vor, darüber noch genauere Nachforschungen anzustellen,

schon um seine Frau, welche ihn dringend darum gebeten, zufrieden zu stellen. Als er sich wieder entfernt hatte, sagte Stein: „Wenn sie wirklich eine Italienerin gewesen ist, wundert's mich nicht. Ich will doch einmal hinauf gehen zum Gerhard Ohm — was der dazu sagen wird!"

Doctor Gerhard war starr vor Entsetzen, als er die Nachricht vernahm. So hatte die Frau geendigt, welche er in seiner Wohnung gesehen, an die er seit der letzten Enthüllung des Herrn von Stein nur mit Unruhe gedacht hatte! „Gott sei ihr gnädig!" sagte er. „Wir wollen ihr Andenken der Vergessenheit übergeben, gnädiger Herr, es wird für Alle, die mit ihr irgendwie in Beziehung gekommen sind, am besten sein!"

Nach dieser Verstimmung war es dem kleinen alten Herrn wie ein erfrischender Thau, als Stein ihm von dem Briefe seines Neffen erzählte, dessen Befreiung er ihm längst schon gemeldet hatte. Auch er war der Meinung, daß die ganze Angelegenheit damit erledigt sein werde, denn der Markgraf habe durch die Verhaftung und die quasi bis zum Auffallen des Schwertstreichs vollzogene Execution seiner Justiz Genüge gethan und werde die Sache nicht weiter verfolgen, welcher nun durch den Selbstmord der unglücklichen Frau, die an Allem Schuld gewesen, ein so schauerliches Siegel auf-

gedrückt worden sei. Mit lebhaftem Antheil hörte er, daß sein Pflegling, der Junker Rynold von Rhuden, jetzt Cornet bei den Husaren war, wo sich ihm jedenfalls eine ehrenvollere Gelegenheit den Hals zu brechen bot, als damals im Dienste einer höchst wahrscheinlichen Courtisane. Der Goldfuchs interessirte ihn weniger, er hörte aber geduldig an, was ihm davon erzählt wurde und war der Meinung, daß der Veit gewiß auch Handgeld genommen habe, wenn er nicht durch seine Krämpfe verhindert sei, Soldat zu werden. „Es ist jetzo wieder eine Zeit, wie sie der Simplicissimus schildert“, sagte Ohm. „Wo der Krieg hauset, wird Mancher lieber auch die Muskete auf die Schulter nehmen und andere Leute plagen, als sich selbst plagen lassen. Gott bewahre uns und unser gesegnetes Erzstift!“

Darin stimmte Stein mit ihm überein. Dem Simplicissimus, das Werk des Herrn von Grimmelshausen, als Roman monströs, als Sittenschilderung der Zustände im dreißigjährigen Kriege von einem Zeitgenossen höchst werthvoll, kannte der rheinische Edelmann nicht, trug auch kein Begehren, sich darüber belehren zu lassen.

Die beiden Frauen hatten während seiner Abwesenheit nur von Max gesprochen. Auch Frau von Stein hatte verstanden, was er mit den Worten seines Briefes

gemeint, welche ihr Mann für einen Husaren zu weichlich gefunden hatte. Die Erinnerung, die ihm unvergeßlich geblieben, das Kleinod und der Stern seines Lebens! Sollte die Liebe, die sich bewährt hatte im Getümmel des Krieges, im eisernen Kerker, wie bei der lockenden Versuchung, die ihm genaht war, sollte diese treue Liebe wirklich hoffnungslos bleiben, wenn Max einst mit Ehren geschmückt aus dem Kriege zurückkehrte? Antoinette glaubte aus vielen Wahrnehmungen, die sie sogleich gesammelt hatte, die Hoffnung schöpfen zu dürfen, daß auch er nicht vergessen sei, ja noch mehr, daß Madlone mit ihm und um ihn gelitten habe, und um die Zukunft wollte sie nicht sorgen; es stand in Gottes Hand, wie er Alles fügen wollte.

Ueber die Krankheit der Gräfin Zandt sprachen die Schwestern auch; es war davon doch soviel bekannt geworden, daß es eine Gemüthskrankheit sei; bei aller Sorgsamkeit hatte sich das nicht lange verbergen lassen. Wenn dieser Zustand unheilbar wurde und, wie es hieß, die Gräfin dabei noch lange Jahre leben konnte, welch ein Schicksal für ihre arme Tochter! Frau von Stein war der Ansicht, daß es dann die Pflicht der Verwandten sei, das junge Mädchen, das bei der Kranken zu Grunde gehen müsse, ohne ihr etwas helfen zu können, von ihr zu trennen, natürlich unter gewissenhafter

Fürsorge für treue Pflege und Wartung der Mutter, wozu ja deren italienische Kammerfrau ganz die geeignete Person sei. Antoinette zweifelte daran, daß Madlone sich entschließen werde, ihre Mutter zu verlassen und meinte nur, daß man ihr eine ältere Dame, zu der sie Vertrauen habe, an die Seite stellen möge, unter den Verwandten werde sich gewiß eine solche finden.

Die Zeit nahm nun wieder für die Familie ihren ruhigen Verlauf. Nachrichten von außen liefen wenig ein. Die Ansicht, daß der Markgraf von Ansbach die gewaltsame Befreiung seines Gefangenen, überhaupt dessen Person nicht weiter verfolgen werde, schien sich zu bestätigen. Möglich, das er wegen Verletzung seines neutralen Gebiets Beschwerde geführt und eine befriedigende Erklärung erhalten hatte, doch kam davon natürlich nichts in die Oeffentlichkeit und von beiden Seiten waren dann wohl, um der Form zu genügen, die Werkzeuge, deren man sich bedient, „desavouirt" worden — sie hatten ihre Befugnisse überschritten und waren eigenmächtig viel weiter gegangen, als höhern Orts beabsichtigt gewesen. Derjenige sowohl, der es gewagt hatte, einen kurhannoverschen Husarenofficier zu arretiren, als der Andere, der ihn mit bewaffneter Hand wieder reclamirt hatte. Die Angelegenheit war erledigt. Ueber

das traurige Ende der schönen Frau, welche eine Zeitlang in diesem stillen Thale soviel hatte von sich reden lassen, erhielt man keine Aufklärung; man hörte nur nach einiger Zeit, daß ihr Nachlaß, der unter Siegel gelegen, von demselben Herrn, mit welchem sie auf der Reise begriffen gewesen, in höherm Auftrage in Empfang genommen worden sei, wozu er sich als berechtigt bei der Nassau-Dietzschen Regierung legitimirt habe. Nach Allem, was man gehört und vermuthet hatte, war es nicht schwer, zu errathen, auf wessen Reclamation das geschehen war und wurde dadurch bestätigt, daß nur die Briefe und Papiere nebst einigen Pretiosen mitgenommen, alles Uebrige aber, namentlich die ziemlich reich mit Gold, Schmucksachen und andern werthvollen Dingen gefüllte Kasette, nebst der ganzen Garderobe an die einzige Verwandte der Verstorbenen, welche von Amtswegen dazu vorgeladen, ausgehändigt worden war. Diese Verwandte war zum Erstaunen Aller, welche den Verhältnissen näher standen, die italienische Kammerfrau der Gräfin Zandt. Von Marietta hätte man, wie über so Manches, das eine gewisse andere Vergangenheit betraf, volle Aufklärung erhalten können, aber das war, als hätte man ein Steinbild am Wege fragen wollen, was seit alter Zeit bei ihm vorgegangen sei. Der Diener ihrer unglücklichen Nichte war

längst mit seinem Wagen dem fremden Herrn gefolgt, was dieser ihm befohlen hatte — von ihm wäre vielleicht eher etwas Näheres zu erforschen gewesen. Das war nun Alles vorüber.

Der Frühling kam und mit ihm begann der Krieg, der während des Winters geruht hatte, auf all seinen Schauplätzen von Neuem. Diesmal schien er sich den Grenzen Triers zu nähern, denn der Herzog von Braunschweig richtete eine Operation gegen Frankfurt, um dem bedrängten Ysenburgschen Corps zu Hülfe zu kommen und die feindlichen Streitkräfte zu Gunsten Hessens auf sich zu ziehen. Aber diese Unternehmung, Anfangs glücklich, endigte mit dem nachtheiligen Treffen bei Bergen, in Folge dessen der Rückzug angetreten werden mußte. König Friedrich war damit sehr unzufrieden. „Lassen Sie sich um des Himmelswillen nicht aus der Fassung bringen“, schrieb er dem Herzoge, sehen Sie die Dinge nicht zu schwarz; der erste Schritt, den man rückwärts thut, macht einen schlimmen Eindruck auf die Armee, der zweite ist schon gefährlich, der dritte wird immer verderblich sein.“ Und später: „Vergessen Sie nur nicht, daß Sie 1757 und 1758 mit einer Handvoll geschlagener Truppen große Thaten verrichteten, während Sie jetzt mit einer trefflichen und zahlreichen Armee sich auf eine Weise benehmen, die von Leuten,

welche des Krieges kundig sind, unmöglich gebilligt werden kann.“ So hart tadelte der König, der immer zur That, zum Angriff drängte und diesem Princip, dem höchsten der Kriegskunst, selbst treu blieb, den Rückzug des Herzogs nach der Weser, welcher doch gegen einen Feind, der um 30,000 Mann stärker war, eine gebieterische Nothwendigkeit geworden. Friedrich der Große hatte seinen eigenen Generälen, wenn sie nicht nach seinen Ideen handelten, noch härtere Dinge gesagt, ja dem Herzog von Bevern und dessen Unterführern in Schlesien vor zwei Jahren gedroht, daß ihre Köpfe fliegen sollten. Ferdinand von Braunschweig, der als preußischer Generalfeldmarschall die alliirte Armee mit einer Bestallung des Königs von Großbritannien führte, hatte sich aber nach allen Seiten eine unabhängige Sellung gewahrt, so daß er weder, wie er sich ausbedungen hatte, der Spielball des englischen Ministeriums war, noch sich unbedingt an die Vorschriften König Friedrich's halten mußte, wie großen Werth er auch auf die Ansichten dieses Meisters der Kriegskunst legte. Er selbst konnte doch immer die Verhältnisse auf seiner Seite beurtheilen und danach handeln, und so ist denn seine Kriegführung, bis zum Ende auch mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt, dem Könige von größtem Vortheil gewesen.

Im Trierschen athmete man freier auf, als das Kriegsgetümmel sich wieder nordwärts zog und der Namenstag des Kurfürsten am 1. Mai konnte in gewohnter Weise gefeiert werden. Hundert Kanonenschüsse verkündeten um sechs Uhr des Morgens das Fest, dann folgte ein feierliches Hochamt, Mittags war große Tafel von neunzig Couverts, Abends wurden „Appartements“ gehalten; ein kräftiges Feuerwerk auf der Schartwiese und auf dem Schlosse Ball masqué, dem der Kurfürst auch im Domino beiwohnte, beendigten den Tag. „So viel Tropfen, so viel höchst vergnügte Jahre!“ war unter anderen Toasten vom Obermarschall beim Souper mit dem größten Pokal ausgebracht worden, worauf der Kurfürst auf das Wohl des Vaterlandes getrunken hatte. Es war ihm gewiß Ernst damit.

Die schöne Jahreszeit zerstreute dann die vornehme Gesellschaft wieder, welche den Winter in Coblenz zugebracht hatte und führte sie auf ihre Landsitze, wo sich dann Nachbarn und Verwandte auf längere oder kürzere Zeit besuchten. Damals waren die Wanderzüge in die Ferne, welche heut von den Bevorzugten nur Wenige in ihrer Heimath lassen, noch nicht Mode, auch wegen der Schwierigkeit des Reisens nicht möglich. Weitgereiste Personen, neuerdings der Freiherr von Löwen, erregten Aufmerksamkeit. Dieser schien es gar nicht mehr in

seiner rheinischen Heimath aushalten zu können, denn er hatte die schöne Jahreszeit nicht einmal abgewartet, sondern war schon vor dem Frühlinge wieder abgereist, ja es verlautete, daß er seine Güter verkaufen und nimmer zurückkehren werde. In den höhern Kreisen glaubte man die Ursache zu wissen: er hatte jedenfalls von der jungen Comtesse Zandt einen Korb erhalten, denn seine Bemühungen um das schöne Mädchen hatte er ziemlich offen betrieben, und daß er sich schon zur Familie gerechnet hatte, bewies, daß er mit zu der goldenen Hochzeit nach Trier gegangen war, jedenfalls in der Absicht, in jenem engern Zusammenleben seine Sache aufs Reine zu bringen. Dort mochte er dann Schiffbruch gelitten haben. Daß er den äußern Schein noch eine Zeitlang gewahrt hatte, konnte darüber nicht täuschen. Man begriff nur nicht recht, warum diese brillante Partie ausgeschlagen worden war und fand in der jetzigen traurigen Lage Madlonens eine gewisse Strafe dafür. Die war jetzt mit ihrer Mutter auf dem Lande, in der abgelegenen Gegend des Eberswaldes, wo die Gräfin eine Besitzung hatte. Ueber den Zustand der Kranken lauteten die Nachrichten sehr verschieden, da Niemand Zugang zu ihr hatte und die beiden Aerzte, wahrscheinlich durch die Schwester oder die Tochter dazu veranlaßt, in ihren Aeußerungen vorsichtiger geworden waren. Sie hatten

die Leidende, an welcher ihre Kunst zu Schanden wurde, fortgeschickt, um sie los zu werden: Veränderung der Luft und der Umgebung, die alten Ausreden! Mit der Zerstreuung der Gesellschaft verklang aber auch dies interessante Thema und wurde nur noch in einzelnen Familien, welche daran dauernden Antheil nahmen, besprochen. Die Gräfin Hillesheim beschäftigte sich schon lange ernsthaft mit der Frage, welche ihr Mann als Gewissenssache behandelte: ob nämlich der seelenkranken Frau nicht ein besseres Asyl unter gewissenhafterer Pflege zu verschaffen sei, als sie selbst in ihrem unzurechnungsfähigen Zustande gewählt und zu beziehen durchgesetzt hatte, wo sie doch nur die Italienerin, ihre alte Vertraute, um sich duldete und ihre arme Tochter oft Wochenlang nicht sah. Der Graf war für eine Freistatt bei den barmherzigen Schwestern, da man sie doch nicht in eins der damals noch übel berufenen Irrenhäuser bringen konnte; wie aber sollte man sie dazu bewegen, da Marietta ihre Mitwirkung entschieden abgelehnt hatte? Durch List oder Gewalt? Beides konnte die entsetzlichsten Folgen haben. So verging die Zeit und die Gräfin Hillesheim faßte endlich den Entschluß, der verständigen und hülfreichen Antoinette Kellberg ihre Zweifel an das Herz zu legen; vielleicht wußte diese, welche Madlone auch so lieb gewonnen hatte, guten Rath.

In dem Befinden der Kranken trat unterdessen die bisher vergeblich erwartete Krisis ein. Sie schien ihrer Krankheit endlich zu erliegen. Die heftigen Anfälle, in denen sie mit Fieberbildern der Vergangenheit in wilden Phantasieen gerungen hatte, blieben aus, ihr Auge verlor den entsetzlichen irren Blick, sie schien bei vollem Bewußtsein, aber sie sprach fast gar nicht mehr und wurde täglich schwächer. Da hielt es Madlone, welche ihr jetzt wieder nahen durfte, während sie in jenen furchtbaren Stunden durch Marietta geflissentlich fern gehalten war, an der Zeit, dem Bischofe von Hontheim zu schreiben, wie er es ihr zur Pflicht gemacht hatte.

Es war ein stiller Abend. Draußen im Gebüsch ließ eine Nachtigall ihre süßen Klagen hören. Marietta saß am Bette ihrer Herrin. Da flüsterte diese ihren Namen und sie neigte sich zu ihr herab.

„Hörst Du die Nachtigall?“ fragte die Kranke kaum vernehmbar. „Sie spricht mir Trost zu — ich werde gesund werden.“

„Gott gebe seinen Segen dazu!“ erwiederte die Dienerin.

„Du verzeihst mir, Marietta, was ich an Dir verschuldet habe?“ fuhr die Gräfin fort und ihre Stimme wurde immer klarer.

„Sei still, Marietta, laß mich reden! Du hast

um mich geduldet, hast meine Schuld auf Dich genommen, daß Er glauben mußte, Dir, nicht mir gelte Alles — Du hast still getragen, was Dich um meinetwillen traf, Schmach und Verstoßung aus seinem Hause — und wenn dadurch die Lüge, mit der wir gespielt, zur Wahrheit wurde, der Mann, den Deine Treue für mich rührte, sich gegen Ihn Deiner annahm und endlich Dir sich ganz zuwandte —"

„O lassen Sie das ruhen!" unterbrach sie Marietta. „Das ist Alles todt und begraben!" Sie preßte die Hand auf ihr Herz und fuhr sanfter fort: „Sie werden genesen, aber sprechen Sie nicht mehr, Sie bedürfen der Ruhe — warum diese traurigen Erinnerungen wecken, die zu nichts mehr fruchten?"

„Doch, Marietta!" sagte die Kranke. „Sie fruchten mir viel. Sie zeigen mir endlich das einzige Heil, gegen das ich mich verblendete. Du darfst die Erinnerung nicht scheuen, Du hast mir das Herz nicht verrätherisch geraubt, das mir nicht hätte schlagen dürfen — Untreue gegen mich war keine Schuld für ihn, wo Treue eine Sünde — und er hat Alles gebüßt — mit seinem Blute! O Marietta! Was er mir geschrieben hat, als er von der Hand meines Gatten auf das Sterbebett gesunken war — ich hätte es befolgen sollen, aber mein Herz war der Buße noch

nicht zugänglich . . . ich suchte es zu betäuben im Strudel der Welt — und als das Gewissen endlich erwachte — da suchte ich falsche Sühnopfer — mein Kind wollte ich darbringen dem Ewigen — nicht mich, Marietta! Du hast mich einst daran gemahnt, ich weiß es gut — aber ich hörte nicht auf Dich und es war auch Dein Ernst nicht. Nun aber in meinem Elende habe ich den Weg des Heils gefunden und will ihn gehen — wenn Gott mir Gnade schenkt! Du wirst die Treue, die Du mir geweiht hast, auf mein Kind übertragen. — Mein Kind! Mein armes, süßes Kind!"

Marietta hatte sie sprechen lassen — auch ihre Seele zuckte unter quälenden Erinnerungen. Bei den letzten inbrünstigen Worten ihrer Herrin aber faßte sie sich und sprach: „Gott wird Ihnen Gnade schenken — uns Allen! Und wenn es einst in Ihre Hand gegeben ist, Ihr Kind glücklich zu machen, so vergessen Sie diese Stunde nicht!"

Die Kranke hob ihre Hand wie zum Gelöbniß.

Zehntes Kapitel.

Friede.

Wen sein guter Stern unter die Fahnen des Herzogs von Braunschweig geführt, der hatte in diesem Sommer und in den drei folgenden Jahren des Krieges bis zum Frieden reiche Gelegenheit, sich frische Lorbeeren zu pflücken. Der „Lumpenaffaire“ von Bergen, wie sie Friedrich der Große, den Herzog tröstend, in einem eigenhändigen Schreiben nennt (affaire de bibus), war nach wenigen Monaten der glorreiche Sieg bei Minden gefolgt, während der König bald nachher die Schlacht bei Kunersdorf verlor; wie überhaupt dieser Feldzug für ihn der unglücklichste des ganzen Krieges war. Die französische Armee wäre bei Minden wahrscheinlich vernichtet worden, wenn nicht Lord Sackville die Cavallerie des rechten Flügels mit Nichtachtung wiederholter ihm zugegangener Befehle zurückgehalten hätte, statt sie in die Schlacht eingreifen zu lassen. Desto

rühmlicher zeichnete sich die übrige Reiterei aus — und die französische wurde nach einer beispiellos confusen Attake, wobei nach eigenem Eingeständniß Hunderte von ihren Pferden heruntergefallen, durch die Infanterie der verbündeten Armee angegriffen und vom Schlachtfelde verjagt. Der Herzog erhielt für den Sieg den Hosenbandorden, im Heere fanden viele Beförderungen statt, von denen Luckner, der lustige tapfere Husar, der wieder eine Staffel aufstieg, auch für seine Untergebenen einige durchzusetzen wußte.

König Friedrich hatte dem Herzoge, als ihm dessen Meldung von dem Siege bei Minden, durch den Capitain von Bülow schon nach 48 Stunden bei 70 Stunden Entfernung zuging, gerathen, „das Eisen zu schmieden, so lange es warm sei“, doch bedurfte es dieser Mahnung bei einem solchen Feldherrn nicht. Der wahre Prüfstein der Kriegskunst ist nicht der Sieg in der Schlacht, sondern dessen Benutzung. Diese brachte bald alle von den Franzosen noch besetzten westfälischen Städte bis auf Münster in die Gewalt des Herzogs und befreite Hessen vom Feinde. Beide Armeen standen sich nun an der Lahn gegenüber. Das unaufhaltsame Vordringen der Alliirten erfüllte aber die rheinischen Fürsten, welche sich nur aus besonderen Gründen neutral erklärt hatten, mit neuer Besorgniß; schon sahen

sie sich dem Uebermuthe der Sieger preisgegeben und das längst vorbereitete Ereigniß trat ein: der Kurfürst von Trier fand sich bewogen, dem wiederholten Ansinnen der Franzosen nachzugeben und ihnen gutwillig die Festung Ehrenbreitstein einzuräumen. Der Herzog von Braunschweig fürchtete, daß der Kurfürst von Mainz diesem Beispiele folgen werde und schrieb darüber an den englischen Premierminister Lord Holdernesse, wie in seiner vor einigen Jahren erst veröffentlichen Correspondenz zu lesen steht: „Es ist höchst schmerzlich, sehen zu müssen, wie sich die Franzosen in Besitz aller festen Plätze am Rhein setzen und die deutschen Fürsten thöricht genug sind, ihr eigenes Interesse zu verkennen und den Franzosen hierzu die Hand zu bieten. Die Beschützung der deutschen Fürsten, welche sie allenthalben zur Schau tragen, ist nur ein nichtiger Vorwand; sie halten es im Gegentheil für unsinnig, auch nur einen einzigen Grenadier zu opfern, um den mit ihnen verbündeten deutschen Fürsten zu Hülfe zu kommen. Wär es nicht von Vortheil, diesen Fürsten begreiflich zu machen, daß sie nur von Frankreich hintergangen werden und demselben zum Spielball dienen?“ So schrieb vor mehr als hundert Jahren Ferdinand von Braunschweig — ist es aber bis auf unsere unmittelbare Gegenwart möglich geworden, gewissen Für-

sten diese Wahrheit begreiflich zu machen, haben sie nicht das Signal zur Auflösung unsers tausendjährigen deutschen Reichs gegeben, sich dem französischen Protector mit Gut und Blut ihrer Unterthanen zur unbeschränkten Verfügung gestellt und taucht nicht jetzt, wo das deutsche Volk mit allen Kräften danach strebt, wenn nicht die Einheit, doch wenigstens die Einigkeit des gesammten Vaterlandes zu erringen, die Idee einer partikularistischen Anlehnung an das Ausland wieder auf, die man zum Hohn eine „ehrenvolle" zu nennen wagt? Man leugnet sie zwar — aber sie ist vorhanden!

Der Siegesflug der Alliirten wurde lange an der Lahn gehemmt, weil die Franzosen immer noch bedeutend in der Uebermacht waren und Ferdinand überdem noch ein Corps zur Belagerung von Münster zurückgelassen hatte. Als aber ein Entsatzversuch dieser festen Stadt gescheitert war und dieselbe am 20. November capitulirt hatte, wurde jenes Corps verfügbar und der Herzog konnte durch eine entscheidende Operation in die rechte Flanke des Feindes denselben zum Rückzuge bewegen. In Fulda wurde zugleich der Herzog von Würtemberg, vielleicht der erbittertste Gegner Friedrich des Großen, von dem Erbprinzen von Braunschweig, dem Neffen Ferdinand's, überfallen und zurückgeworfen, so daß der Feldzug hier mit den glücklichsten Erfolgen endigte.

Im Winter regten sich einige Friedenshoffnungen. Der zweimal vertriebene Polenkönig, Stanislaw Leßczynsky, dem sein Schwiegervater, Ludwig XV., zur Entschädigung für die verlorene Krone das deutsche Herzogthum Lothringen verschafft hatte — natürlich mit dem vorausbedungenen Anfall an Frankreich! — bot seine Hauptstadt Nancy zum Ort des Friedenscongresses an. Aber die Gegner Preußens wollten von keinem Frieden hören, sie wollten Friedrich, welcher auf seinem Kriegsschauplatze in diesem Jahre so viel Unglück erlebt hatte, vollständig vernichten. Es kam also zu keinem Congreß. Unterdessen war es aber doch an der Zeit, sich diejenigen Neutralen, welche dem Feinde gutwillig große Vortheile eingeräumt hatten, einmal näher anzusehen und bei der allgemeinen Calamität des Kriegs ein wenig in Mitleidenschaft zu ziehen, und wenn es noch nicht zur Ausführung kam, sondern sich noch fast bis zum Ende des Krieges verzog, so lag es nicht am guten Willen, sondern an dem weitern Verlaufe der Operationen. Daß Trier wegen später Erklärung der Neutralität und neuerdings wegen des den Franzosen überlassenen Ehrenbreitsteins eine Contribution zahlen müsse, war eine beschlossene Sache; der König von Preußen hatte sie bereits auf hunderttausend Thaler festgestellt und sich geäußert, daß eine so mäßige Summe dem reichen Erzstift nicht schwer

fallen könne. Der Generalquartiermeister der alliirten Armee, von Baur, welchem schließlich die Eintreibung derselben zufallen mußte, hatte bei einer Unterhandlung dem französischen General von Langeron und dieser den kaiserlichen Administrationsrath von Münch davon in Kenntniß gesetzt. Alles aber, was von dort aus auf den Nothruf des bedrohten Landes geschah, war die Eröffnung, daß man nicht helfen könne und der Rath, Vorstellungen an den König von Preußen zu richten. Die Zeit verging indessen, wie gesagt, ohne daß irgend eine ernstliche Maßregel gegen das Erzstift ergriffen wurde, und wie es zu geschehen pflegt, man wurde allmälig sicher und hielt die in Aussicht gestellte Kriegscontribution nur für eine leere Drohung. Ueberdem war ja geschehen was möglich war, um sie abzuwenden. So ging die Regierung im Erzstift nach kurzer Beunruhigung bald wieder ihren gewohnten Gang; der Kurfürst ließ seine großartigen Bauten mit erneutem Eifer betreiben, das Jagdschloß zu Engers wurde in seiner ganzen Ausschmückung vollendet, namentlich das Deckenstück im großen Saale, an welchem der berühmte Künstler Januarius Zick so lange gemalt hatte. Dafür war es auch ein Meisterwerk geworden, mit prächtiger Gruppirung und reizenden Gestalten, von denen die hohe Schönheit der Göttin Diana den Mittelpunkt bildet.

Noch heut erregt dies Deckengemälde mit den Medaillons, welche es umgeben und die schöne Stuckatur des Saales in zartem Blau und Karmin Bewunderung, wenn auch Rigoristen einige Bedenken gegen die üppigen Nymphen als Decoration im Festsaale eines geistlichen Fürsten haben mögen. Engers, das mehr und mehr ein Lieblingsaufenthalt des Kurfürsten wurde, hatte auch äußere Beweise seiner Huld erhalten, es waren dem Orte Stadtrechte und fünf Jahrmärkte verliehen; den lustigen Rheinländern that es nur leid, daß auf denselben, wie auch bei allen Kirchweihen im Lande, die Glücksbuden verboten worden, nachdem dies Interdict schon früher alle Hazardspiele vom Pharao und Passe à dix bis zum Landsknecht und Häufeln getroffen hatte. Bei verschlossenen Thüren aber und ganz besonders in den vornehmen Häusern wurde darum doch gespielt und vielleicht gerade jetzt um so leidenschaftlicher. Vom Kriege fühlte das glückliche Land nichts, wenn es nicht zuweilen durch französische Durchmärsche, die in letzter Zeit häufiger waren, daran erinnert wurde. Einen tiefen Eindruck auf menschlich fühlende Gemüther machte es, als einst bei einem Corps viele Packpferde mit Körben bemerkt wurden, welche mit — den Hüten gefallener Soldaten vollgestopft waren! Hatten die Franzosen wirklich nichts Besseres von ihnen heimzuführen?

Das Jagschloß zu Engers, obwohl es schon vor seiner gänzlichen Vollendung oft zum Aufenthalte des Kurfürsten gedient hatte, sollte nun durch ein großes Fest eingeweiht werden, wozu vom Hofmarschallamte zahlreiche Einladungen ergingen. Die Gäste konnten natürlich nicht alle im Schlosse und seinen Nebengebäuden untergebracht werden, der ganze Ort und die nächsten Dörfer wurden belegt, denn das Fest sollte mehrere Tage dauern; auch Graf Hillesheim hatte seine Zimmer zur Verfügung gestellt, soweit sie nicht von seinen Verwandten als Nächstberechtigten besetzt waren. Das geräuschvolle Treiben sagte seiner Gemahlin bei ihrer jetzigen Stimmung nicht zu, noch weniger ihrer Nichte Madlone, welche nun ganz bei ihr wohnte. Ihre Mutter hatte die schwere Heimsuchung überstanden, nicht durch den Tod, wie alle geglaubt, sondern durch körperliche Genesung, auch ihr Geist war von den Qualen seiner Zerrüttung befreit worden, aber sie hatte nun freiwillig, ohne daß sie durch die leiseste Hinweisung darauf geführt worden wäre, der Welt entsagt und, nachdem sie an heiliger Stätte dem ehrwürdigen Bischofe, ihrem Vetter, die zerknirschteste Beichte abgelegt und Absolution empfangen hatte, das Kloster zur letzten irdischen Freistatt gewählt. Ihre Marietta hatte sie nach der Beichte nicht wieder sehen wollen, diese war, wie es hieß, in ihr Vaterland zurück-

gekehrt, und da sie keine Freundin besessen hatte, kümmerte sich Niemand weiter um sie. Nur von der jungen Gräfin, welche stets gütig gegen sie gewesen war, hatte sie einen bewegten Abschied genommen und ihr noch im letzten Augenblicke gezeigt, daß sie das süße Geheimniß ihres Herzens wohl durchschaut hatte. Madlone war darüber in Scham und Bestürzung gerathen, Marietta hatte ihr keine Zeit gelassen, zu leugnen, sondern sich mit einem heißen Wunsche für ihr Glück schnell von ihr getrennt. Die folgende schwere Stunde, als die Mutter ihrem Kinde auf ewig Lebewohl sagte, war dann auf lange Zeit für Madlonens Seele der einzige Gedanke gewesen, bis sie unter der liebevollen Obhut ihrer Tante, im öftern Umgange mit der ihr so theuer gewordenen Antoinette von Kellberg, die Herzensruhe wieder gefunden hatte. In Sayn war ihr immer am wohlsten, auch jetzt, als zu Engers so geräuschvolle Tage bevorstanden, bat sie ihre Tante um Erlaubniß, diese Zeit bei Fräulein Kellberg, die sie schon dazu eingeladen hatte, vorübergehen zu lassen, und die Gräfin war damit herzlich einverstanden.

Das Fest auf dem kurfürstlichen Schlosse nahm seinen großartigen Verlauf; es unterschied sich kaum von einer Haupt- und Staatsaction, denn die Träger der vier Erbländer des Erzstifts, die Herren von Elz-Kem-

penich, von Kesselstadt, von der Leyen und von Schmidberg, als Marschall, Kämmerer, Truchseß und Schenk, wollten sogar dabei fungiren, und die meisten alttrierschen Geschlechter, von denen viele bald erloschen sind, wie die Dehren, Brambach, von der Hees, Hagen von der Motte und Andere, waren vertreten. Aber es ging freier und fröhlicher zu, wie an jenen Gallatagen, und die Hochflut des Augenblicks ließ keinen Gedanken an die Wandelbarkeit irdischer Dinge aufkommen. Wer von den hochgeborenen Gästen hätte sich damals träumen lassen, daß die Tage des reichsunmittelbaren Erzstifts schon gezählt seien und daß der Nachfolger des noch so kräftigen und schönen Gastgebers der letzte Kurfürst von Trier sein werde? Aber jene Herren und ihre Nachkommen haben sich, als die Katastrophe hereinbrach, wenig Sorgen darüber gemacht: es sind harte Anklagen gegen den rheinischen Adel selbst von adelsfreundlichen und katholischen Schriftstellern erhoben worden, man hat ihn der Gleichgültigkeit gegen jeden Wechsel der Herrschaft, der unpatriotischen Theilnahmlosigkeit am Staatsleben in ältern und spätern Zeiten beschuldigt; das Urtheil muß aber, um gerecht zu sein, den Verhältnissen, wie sie sich nun einmal entwickelt haben, Rechnung tragen.

Während die Herren sich auf dem Schlosse der

Gastfreiheit und des Glanzes ihres Kurfürsten erfreuten, that sich auch ihre Dienerschaft, ja der ganze Ort nach Kräften gütlich und der Wirth der Herberge an der Neuwieder Straße brauchte sich heut nicht nach Gästen umzusehen. Wenn er Abends einmal sein weinrothes Küpergesicht in der Thür zeigte, war es nur, um etwas Luft nach aller Anstrengung zu schöpfen, und mit lachender Miene, die ziemlich unverschämt war, sah er jedem ankommenden Wagen entgegen, weil er heut das seltene Wort rufen konnte: „Kein Platz!“ Sieh! da kam einer angepreſcht, als ob er etwas versäumt hätte! Und gar Einer im bunten Rocke darauf, ein Husar! Die beschnürte Jacke hatte der Wirth zum ersten und letzten Male beim Einzuge des neuerwählten Kurfürsten in Trier gesehen, wo eine der beiden aufziehenden Bürgercompagnieen als Husaren sehr schön in Blau und Roth montirt gewesen war. Der hier aber schien ein wirklicher Soldat zu sein, das zeigte schon das martialische Gesicht und klang in dem „Halt!“ das er seinem Kutscher zurief. „Kein Platz!“ sagte der Wirth, das Käppchen, das ihm heut besonders fest auf dem kahlen Kopfe gesessen hatte, vor dem wirklichen Husaren dennoch rückend. — „Für einen Courier mit Depeschen an Euern Kurfürsten wird schon Platz sein!“ erwiederte der Mann im reichbesetzen Husarenpelze, in-

dem er vom Wagen sprang. Erstaunt sah ihn der Wirth jetzt an; den Herrn mußte er ja kennen!

Es war ein Officier der alliirten Armee, welcher als Courier aus dem Hauptquartier Depeschen an die Regierung von Trier zur Antwort auf deren Reclamation brachte; eine Erinnerung, daß aufgeschoben nicht aufgehoben sei. Die behagliche Stimmung auf dem Schlosse wurde dadurch etwas gestört, doch bewahrte der Kurfürst seine würdige Haltung, gewährte dem Ueberbringer sofort eine Audienz und ließ ihm eine Einladung zur Tafel zugehen, welche derselbe jedoch ablehnte, weil er seine Verwandten zu Sayn aufsuchen müsse. Eine so unerhörte Soldatenfrechheit war dem Hofmarschall noch nicht vorgekommen und erfüllte ihn mit gerechten Besorgnissen für die Zukunft.

In Sayn hatte Niemand eine Ahnung von dem Wiedersehen, das bald über das Lebensglück zweier längst auf wunderbare Weise verbundener Herzen entscheiden sollte. Herr von Stein war zu einem seiner bäuerlichen Nachbarn gegangen, um mit ihm wegen des „Baumrechts", das dieser immer mehr mißbrauchte, ein Abkommen zu treffen. Dies sogenannte Baumrecht, dem Lande eigenthümlich und gewiß eins der seltsamsten aus alter Zeit, erlaubte, auf fremden Boden Bäume anzupflanzen und zu nutzen, und Stein's Nachbar machte

davon den ausgedehntesten Gebrauch. Nun war Stein einer der hartnäckigsten Kämpfer für alte Rechte und konnte, was er für seinen Stand in Anspruch nahm, dem andern nicht streitig machen, daher wollte er sich mit ihm vergleichen, bis jenes Recht, wie es schon oft geheißen, endlich abgeschafft werden würde. Das ist jedoch erst unter der Regierung des folgenden Kurfürsten geschehen. Frau von Stein war in ihrer Wirthschaft; Antoinette saß mit ihrem lieben Gaste, der vor dem Festgeräusch und mancher unwillkommenen Begegnung zu ihr geflüchtet war, im Zimmer am lodernden Kamin. Ihr Gespräch hatte eine ergreifende Wendung genommen, denn in Madlonens schönen Augen blinkten Thränen, sie blickte verstummend in das Feuer, während Antoinette sie mit unendlicher Liebe zärtlich anschaute. Da wurde es laut vor der Thür, man hörte eine Waffe klirren, es klopfte mit fester Hand und wartete die Erlaubniß zum Eintritt nicht ab. —

„Max!“ rief Antoinette. Es war Max, ihr theurer Max, um den sie so viel gelitten hatte — er warf ihr einen hellen Blick der Freude zu, grüßte sie mit der Hand und nahte Madlonen, welche bei seiner ungeahnten Erscheinung ihre Fassung, die von dem vorhergegangenen Gespräch schon erschüttert war, kaum behaupten konnte.

„In Sturm und Sonnenschein, im Donner der

Schlacht habe ich Ihrer stets gedacht!" sagte er mit tiefer Bewegung, die seine männliche Stimme beben ließ: es waren die Worte, die er einst beim Scheiden zu ihr gesprochen hatte. „Und Sie — haben Sie doch nicht vergessen, daß ich Ihnen je begegnet bin?"

Sie war in tödlichster Verwirrung, ihre Augenlider, tief gesenkt, raubten ihm den Trost, nach dem er suchte, die süße Gewißheit, daß Alles, was ihm seine treueste Freundin geschrieben hatte, beglückende Wahrheit sei. Antoinette kam dem bestürzten Mädchen zu Hülfe und wehrte Max, daß er ihr jungfräuliches Gefühl ferner verletze. Sie wußte mit Zartsinn den Moment schonend zu ebnen, so daß es möglich wurde, daß Madlone endlich doch ihr Auge zu Max erheben und ihm ein Wort sagen konnte, wenn auch noch immer nicht das Wort, nach dem er sich sehnte. Das mußte einer spätern Stunde vorbehalten bleiben, aber diese kam, die Stunde, an welche jedes Herz, das in einer solchen sein Glück gefunden hat, noch in den spätesten Tagen des Alters, wenn das Haar schon silbern schimmert, mit Freuden und Rührung zurückdenkt! Die Zeit war kurz gemessen, welche Max zu Sayn verweilen durfte und mit Madlone wurde ihm kein Augenblick des Alleinseins mehr zu Theil, aber er nahm die Ueberzeugung mit sich, daß kein Sturm feindlicher Mächte, kein Widerspruch und

Gebot sie von ihm scheiden könne, denn sie hatte ihm Treue längst schon im Herzen gelobt und den Segen ihrer Mutter dazu erhalten. Es war ihr nicht möglich gewesen, von der Mutter auf ewig zu scheiden, ohne endlich ihr Herz gegen sie mit vollem Vertrauen zu öffnen — und die Mutter, eingedenk ihrer eigenen ersten, noch schuldlosen Liebe, deren Beglückung ihr ganzes Leben anders gestaltet haben würde, die Nichtigkeit alles irdischen Glanzes hinter sich lassend, hatte ihr Kind mit seiner Zukunft gesegnet. Was konnte dagegen der Einspruch derer thun, welche noch im Gesetze Gewalt über sie hatten? — Nur einer Einzigen weh zu thun, war ihr leid, aber diese liebte sie ja und die Liebe überwindet Alles und trägt Alles!

Antoinette mußte sich freilich gefallen lassen, künftig auch den Vorwurf zu tragen, daß sie aus eigennützigster Absicht das Vertrauen, das man für Madlone in sie gesetzt, bitter getäuscht und ein falsches Spiel getrieben habe, und ganz konnte sie sich selbst nicht freisprechen — aber hätte sie schweigen sollen nach beiden Seiten, wo sie auch Vertrauen im vollsten Maße gefunden hatte, und das Glück derer, die ihrem Herzen so theuer waren, begründen zu helfen vermochte? Sie bereute nicht, daß sie gesprochen hatte und hat es auch später niemals bereut. Vor der Hand blieb Alles überhaupt noch ge-

heim, bis einst nach beendigtem Kriege, wenn die Verhältnisse wieder eine feste Grundlage gewonnen hatten, die Zeit kommen werde, mit dem Herzensbündniß an das Licht zu treten.

Der Courier aus dem Hauptquartier des Herzogs von Braunschweig war, nachdem er seine Depeschen übergeben hatte, nach Coblenz beschieden worden, um dort mit einer Rückantwort abgefertigt zu werden. Diese hielt sich aber in der allgemeinsten Form, sie war nicht viel mehr als eine Empfangsbescheinigung und die eigentliche Beantwortung der Mittheilungen des Herzogs ließ ziemlich lange auf sich warten. Wenn dies schon die Geduld auf die Probe stellte, so wurde sie ganz erschöpft durch den Inhalt jener Beantwortung, welche, statt in irgend einer Weise die Frage zu erledigen, sie viel mehr in der Hoffnung eines baldigen Friedens auf längere Frist zu verschleppen drohte und überhaupt einen sehr stolzen Ton hatte. Der Friede stand allerdings in Aussicht, die Siege des Herzogs in Westfalen, des Königs in Schlesien und seines Bruders, des Prinzen Heinrich, in Sachsen hatten die Gegner endlich dazu geneigt gemacht. Was also noch geschehen sollte, mußte bald geschehen und die Zeit der Winterquartiere bot dazu die beste Muße.

Ein kalter Februartag neigte sich zu Ende, die Dämmerung war bereits eingebrochen, vom Kloster-

thurm zu Sayn schlug es fünf Uhr. Der Abt Isfried Ohm saß in seinem Zimmer mit seinem gelehrten Freunde, dem Geheimenrath von Spangenberg, der ihn oft besuchte und diesmal noch eine besondere Ursache dazu hatte, nämlich sein Urtheil über das Werk eines gewissen Febronius zu hören, welcher Name jedenfalls ein erdichteter war, da der Verfasser alle Ursache hatte, sich vor dem heiligen Stuhle zu verbergen, dem er so kühn den Handschuh hingeworfen, um die Rechte der deutschen Kirche und ihrer Bischöfe zu vertheidigen. Wir wissen, daß es der ehrwürdige Weihbischof von Hontheim war, der sich dadurch in ganz Europa berühmt gemacht hat und daß sein Kampf für die Kirchenfreiheit die Billigung zweier geistlichen Kurfürsten und vieler hohen Prälaten fand, auch zu Wien gutgeheißen wurde — aber wir wissen ebenso, daß seine Gegner, als der Verfasser des Werks nach langen Mühen ermittelt war, endlich den unterdessen alt und schwach gewordenen Greis zum Widerruf bewogen haben.

Mitten in dem inhaltschweren Gespräche, welches die beiden Freunde im Kloster zu Sayn über die hochwichtigen Fragen des Febronius führten, wurde dem Abte gemeldet, daß eine Abtheilung österreichischer Husaren vor dem Thore angekommen sei und der Officier, obgleich ihm gesagt worden, daß es heut zu spät sei,

den Prälaten in einer sehr dringenden Angelegenheit zu sprechen wünsche. Der Abt war verwundert, wie ein Streiftrupp österreichischer Husaren sich hierher verirrt haben könne und ließ dem Officier sagen, er möge sein Anliegen nur dem Kellner mittheilen, da er vermuthete, es möge die Verpflegung und Unterkunft seiner Leute betreffen. Der Officier bestand aber darauf, den Abt persönlich zu sprechen, und dieser ließ sich endlich, da auch Spangenberg rieth, zu hören, was der Mann wolle, bewegen, dem Geistlichen, der die Meldung gebracht hatte, in den Gang an dem Wirthschaftsgebäude, der sogenannten Kellnerei, zu folgen, wo der Officier wartete und sich schon mehre Mönche neugierig eingefunden hatten.

Der Soldat, als er von dem Prälaten ruhig nach seinem Begehren gefragt wurde, gab aber die erschreckende Antwort: „Ich bin königlich preußischer Officier und komme, Euer Hochwürden anzuzeigen, daß Ihr Kloster eine bestimmte Summe als Contribution zu erlegen hat, welche demselben genannt werden soll. Sie aber müssen mir als Geißel folgen und zwar sogleich — im Hofe stehen die Pferde!"

Der Abt beruhigte die erschrockenen Geistlichen und da er sah, daß er gegen Gewalt sich nicht schützen könne, zuckte er die Achseln und folgte dem Officier nach der

Treppe, wo dieser hinabrief: „Husar!“ Ehe jedoch die Ordonnanz herbeikam, nahm der Mönch, der den Prälaten begleitet hatte, die Gelegenheit wahr und riß diesen zurück; der Officier zog zwar augenblicklich den Säbel, wurde aber von den andern Mönchen festgehalten, in die Abtei bis zum Kreuzgange gezogen und dort entwaffnet. Sein lautes Rufen drang zu den Husaren, welche vor dem Thore aufmarschirt waren, sie sprengten in den Hof, aber alle Thüren waren schon verschlossen; es entstand ein furchtbarer Tumult! Flüche der erbitterten Reiter schallten, sie schossen nach den Fenstern, wo sich Licht zeigte, und hieben in die klirrenden Scheiben. Unterdessen ließ die Sturmglocke ihre dumpfen Töne über das Thal erklingen, und es währte nicht lange, so kam Hülfe von den Bürgern aus Sayn — sie liefen bewaffnet herzu, Herr von Stein mitten unter ihnen, er ordnete sie, gedeckt durch die Stallungen, wie ein erfahrener Kriegsmann zum Gefecht und ließ in Gottes Namen auf die tobenden Husaren Feuer geben. Ein paar stürzten, die Pferde waren schon wild geworden, noch setzten einige Reiter auf die Bürger an, aber vor ihren Schüssen prallten sie ab und gleich darauf verstob der ganze Schwarm in die Nacht. Das Kloster war gerettet, der Officier blieb gefangen und wurde andern Tages durch ein Commando kurfürst-

licher Grenadiere nach Coblenz abgeführt, um sich dort auszuweisen. Das konnte er! Er war vom Major von Schon zu dem Ueberfalle beordert und sehr bald lief auch eine ähnliche Meldung aus Limburg ein, wo ein Lieutenant von Schmitt auf Befehl des Majors von Pful seinen Auftrag glücklicher vollstreckt hatte. Was war nun zu thun? Die Nachricht verbreitete sich über das ganze Land, das vor einer unausbleiblichen Rache in Angst und Schrecken gerieth.

Die Ahndung des Vorfalls ließ auch nicht lange warten. Es lief ein Schreiben des Generalquartiermeisters der preußischen Truppen am Niederrhein, Oberst von Baur, datirt aus Gartrop bei Wesel, ein, in welchem derselbe den Abt und Convent der Prämonstratenser-Abtei zu Sayn aufforderte: den Lieutenant Cabanus sofort frei zu geben und eine Deputation zur Rechtfertigung ihres Betragens in das Hauptquartier zu senden, widrigenfalls das Kloster und die Gegend dem Kriegsgebrauche gemäß mit Feuer und Schwert heimgesucht werden sollte. Dies Schreiben fand den Abt nicht mehr zu Sayn, der bereits am frühen Morgen nach dem Ueberfalle mit dem Geheimenrath von Spangenberg nach Coblenz abgereist war, um dort Anzeige zu machen, worauf eben der gefangene Officier durch ein Militaircommando abgeholt worden. In

Coblenz war Isfried Ohm, dessen Gesundheit schon vor einigen Jahren auf dem Landtage durch einen Schlaganfall gelitten hatte, erkrankt. Das Schreiben des Obersten von Baur wurde also der Regierung und dem Kurfürsten übergeben und auch sogleich in begütigender Weise beantwortet. Noch lag eine bange Schwüle auf dem Lande als der Friede, von Hubertsburg bekannt wurde, der Alles zu schlichten schien. Die Sache war aber für Trier damit keineswegs abgethan, denn Baur forderte noch unterm 28. Februar, also 13 Tage nach Abschluß des Friedens, Satisfaction für den Vorfall zu Sayn, obgleich der gefangene Officier nach seiner Legitimation gleich freigegeben worden war; die Androhung von Feuer und Schwert wurde dabei wiederholt und ein Detachement von Infanterie und Cavallerie mit 4 Kanonen und 2 Haubitzen bestimmt, sofort in das Triersche einzurücken, wenn die gestellte Frist von drei Tagen versäumt würde. Auf die Freude war nun wieder äußerste Bestürzung gefolgt. Der Kurfürst berichtete sogleich nach Wien und bat um Abhülfe; aber ach, ehe sie von dort kam! Graf Pergen, Graf Kettler riethen dringend, die Sache gütlich abzumachen. Baur hatte Geld oder Geißeln gefordert, Letzteres wurde vorgezogen, aber kein Mensch wollte die kurfürstliche Resolution aus Furcht vor der Soldatesca in das

16*

Hauptquartier bringen, selbst ein Hauptmann, der damit betraut werden sollte, lehnte es ab, als der Reisecourier, der den versprechenden Namen Hampelmann führte, es nicht gewagt hatte und das Schreiben mußte endlich dem französischen General von Langeron zur Vermittlung übergeben werden. Es kam nun immer noch darauf an, die Verhandlungen wegen der geforderten Satisfaction zu Ende zu bringen; dazu wurde der Hofassessor Lippe vorgeschlagen, der aber bat, ihn seiner Kinder wegen zu verschonen und sich erst bewegen ließ, als der Kurfürst mit Thränen im Auge ihm vorstellte, er möge ihm das Herz nicht noch schwerer machen.

O ja, in stillen Zeiten lebte es sich unter dem sanften väterlichen Regimente des Krummstabes sehr angenehm, aber selbst dessen eifrigste Anhänger mußten bei der jammervollen Ohnmacht, wie sie hier zu Tage trat, eingestehen, daß mit dem symbolischen Schwert im Wappen nichts gethan sei und der Hirtenstab wohl die Schafe geistlich weiden, aber vor dem weltlichen Wolf nicht schützen könne. „O daß ein Karl der Große erstünde!“ seufzte Gerhard Ohm am Krankenbette seines Bruders. „Ein restitutor, nicht orbis, sondern bescheidentlich nur Germaniae, wie es zur Zeit der Sachsen- und der ersten Frankenkaiser vor

Heinrich IV. gewesen! Ein Mann, der die deutsche Kraft wieder zusammen zu fassen wüßte!"

Die Gefahr der Brandschatzung ging aber durch die Gewandtheit des Abgesandten an dem Erzstifte Trier vorüber, und es wirft ein eigenthümliches Licht auf die Mittel, deren er sich bedient, wenn man in seiner Kostenrechnung 666 Gulden 36 Kreuzer für eine goldene Tabatiere, der Frau von Baur verehrt, und 450 Gulden für ein Faß 48er Moselwein findet. Er konnte denn auch nach einiger Zeit fröhlich an den Kanzler schreiben: „Hoch- und Wohlgeborner Reichsfreiherr, Gnädiger Herr! Mit dem Herrn Obersten von Baur ist der Proceß cum expensis gewonnen! Er suchte mich zu chicaniren, er trutzte, er war höflich, er drängte mich und drohte mit Feuer und Schwert, wenn ich seinem Regimente nicht wenigstens 30,000 Thaler zur Satisfaction verschaffe, aber er dachte nicht daran, daß es nicht gut stehlen sei, wo der Wirth selbst ein Dieb ist: er wußte nicht, daß ich mich vom Chicanenhandwerk eine Zeitlang ernähret hatte." Nach diesem spaßhaften Bekenntniß berichtete der Hofassessor weiter, daß er Baur vorgehalten, nicht Ihm, sondern Eminentissimo gebühre Satisfaction, daß er, als Baur simulirt, Ordres an die Executionstruppen abzufertigen, Paß und Escorte zum Könige gefordert, und als ihm

auch die Kriegsräthe und der Domänen-Director der Cleveschen Kammer zugesetzt, erklärt habe: er wolle lieber das ganze Erzstift in Feuer und Flammen aufgehen sehen, als eine Demarche vorschlagen, welche der Ehre nachtheilig. Da habe ihn Baur umarmt und gesagt: so einen hartnäckigen und losen Mann habe er noch nicht gesehen. In Summa: „Absolutorium generale.“ Als Lippe nach glücklich abgeschlossenem Vergleich abreiste, gaben ihm Baur und seine Gemahlin nebst vielen Officieren eine Strecke das Geleit. Wer die Laufbahn Baur's weiter verfolgen will, findet ihn später in Rußland als General, wo er mehr Gelegenheit zu ähnlichen vortheilhaften Unterhandlungen gefunden haben mag, als in preußischen Diensten, in welche er mit seinem 1759 errichteten Husarencorps im vorletzten Jahre des Krieges getreten war. Zuletzt stand er dem deutschen Theater in St. Petersburg als Generalintendant vor und war Kotzebue's Gönner.

Frieden denn, Frieden in Deutschland! Die Herren, welche den langen Kampf geführt hatten, kehrten „mit Kling und Klang“, wie Bürger singt, „geschmückt mit grünen Reisern“, in ihre Heimath zurück, wo sie zum Theile reducirt wurden. Die Armee des Herzogs von Braunschweig, welche aus Truppen verschiedener Fürsten zusammengesetzt war, löste sich natürlich ganz auf; der

Herzog trat in sein früheres Verhältniß als Gouverneur von Magdeburg zurück, konnte sich jedoch, nachdem er fünf Jahre fast unabhängig ein großes Heer commandirt und ganz Westfalen als erobertes Land beherrscht, nicht mehr in eine untergeordnete Stellung finden. Für ihn war, wie mit Recht gesagt worden ist, in der Monarchie Friedrich's des Großen kein Raum mehr. Schon nach drei Jahren nahm er seinen Abschied und zog sich ganz nach Braunschweig zurück, wo er im Jahre 1792 gestorben ist. Dem nunmehrigen Generallieutenant von Luckner, der ein so unerhörtes Avancement gemacht und was noch mehr sagen will, verdient hatte, wurden von vielen Seiten, unter anderm von der Kaiserin Katharina von Rußland, Anträge gemacht; er zog den französischen Dienst vor, wo sein ruhmvoller Name ihn dreißig Jahre später nicht vor der Guillotine schützte. Von den Officieren, welche unter ihm mit Auszeichnung gedient, traten Mehrere, welche er, wie auch sein Oberfeldherr empfohlen hatte, ebenfalls in fremde Heere.

Max von Kellberg fand die gewünschte Anstellung in der preußischen Armee, wo ihm der König, als er ihm mit einem schmeichelhaften Schreiben vom General Luckner durch den Herzog von Braunschweig vorgestellt wurde, auf dessen warme Empfehlung und durch die

schöne imposante Gestalt des jungen fränkischen Edelmannes gewonnen, eine Schwadron bei einem Kürassierregimente verlieh. „Zum Husaren ist Er zu grandios!“ sagte Friedrich lächelnd. Fast hätte Max sich aber des Königs Gunst wieder verscherzt, als er um den Consens zur Heirath und um Urlaub einkam. Officiere sollten, nach dem Dienstreglement, womöglich gar nicht heirathen, „es sei denn, daß ein armer Officier dadurch sein Glück machen könnte.“ Diese Clausel wurde nun allerdings durch den General von Seidlitz, unter dessen Inspection Kellberg stand, zu dessen Gunsten hervorgehoben, und als der König hörte, daß die Braut, Comtesse Zandt, eine reiche Erbin im Erzstift Trier sei und ihrem künftigen Gemahl gern in seine schlesische Garnison folgen werde, statt ihn zum Abschiede zu bewegen, ertheilte er den Consens „dieses guten Beispiels wegen“, weil schlesische Gräfinnen noch immer die alte österreichische Hoffahrt gegen den Stand, welcher in Preußen durch Soldatenkönige der erste geworden war, an den Tag legten. Urlaub wurde damals nur in Geschäften, „niemals zum Spazierenfahren“, ertheilt; da nun das Heirathen ein sehr ernstes Geschäft ist, und nur bei fürstlichen Personen per procura abgethan werden kann, so erhielt Max Kellberg auch Urlaub nach dem Rheine, wenn schon nur auf mäßige Frist.

Er bedurfte keiner längern Zeit, denn er war, noch ehe er Behufs seines Uebertritts in preußische Dienste nach Potsdam reiste, in Sayn gewesen, um mit seiner Bewerbung um Madlone bei deren Verwandten offen hervorzutreten. Madlone hatte vorher schon ihrer Tante Hillesheim ihr Herz erschlossen, und wiewohl diese Anfangs, trotz ihrer zärtlichen Liebe, in großen Unwillen ausgebrochen war und dann, als dieser bald schmolz, viel geklagt und geweint hatte, waren alle ihre Vorstellungen an Madlonens Treue und Festigkeit gescheitert. Die Einwilligung der Mutter, welche diese, als die Gräfin Hillesheim ihre Autorität aufrief, wiederholte, ließ auch den Widerspruch der Vormünder, den der Graf Hillesheim veranlaßt hatte, verstummen, und als der Weihbischof von Hontheim sich Madlonens annahm und selbst der Kurfürst, welchem die Angelegenheit vorgetragen wurde, kein Hinderniß der Verbindung sah, da der Bräutigam von gutem alten Adel und ein katholischer Christ war, so gab man sich endlich zufrieden und der Rittmeister Freiherr von Kellberg wurde bei seiner Ankunft und seinem ungesäumten Antrage, wenn auch etwas kühl und vornehm, nach gebührender Bedenkzeit als Verlobter der jungen Comtesse acceptirt.

Nach seiner Anstellung im preußischen Dienste hatte

er sich natürlich erst in dem neuen Verhältniß bei Vorgesetzten und Kameraden eine gute Meinung sichern müssen, ehe er daran denken konnte, sein Gesuch um Urlaub einzureichen; diese Zeit hatte er, um Alles zu klären, was sein Glück noch trüben konnte, zu einem Schritte bei seinem frühern Herrn, dem Markgrafen von Ansbach, benutzt. Er hatte ein Schreiben an ihn gerichtet und Verzeihung nachgesucht, indem er seine Schuld, mit Vermeidung aller Anklage der unglücklichen Verwickelung, die ihn dazu geführt, männlich eingestanden und sich auf die ihm zum Theil gewordene Gnade des Königs von Preußen berufen hatte. Die kurze Antwort, welche er darauf im Auftrage des Markgrafen erhalten hatte, war von einem ihm nur zu wohlbekannten Namen unterzeichnet. Doch gab sie ihm die kalte Zusicherung, daß Seine Durchlaucht in Gnaden ein weiter gegen ihn anzustrengendes Verfahren, das seine Entlassung aus Königlich Preußischem Dienst und Auslieferung zur Abbüßung seiner ihm rechtskräftig zuerkannten Strafe zur Folge haben würde, einzustellen befohlen. Max hatte das Schreiben still zusammen gefaltet — Paolina's Bild war vor ihn getreten, und hatte ihn wieder so traurig gemacht, als zu der Stunde, da er ihren Tod erfahren hatte. War das Vergehen, das ihm eben verziehen worden war, nicht aus einer

andern Schuld entsprungen und durfte er hoffen, daß diese, wenn er sie einst in vertrauensvoller Stunde bekennen werde, eben so leicht zu verzeihen sei?

Er war nun aber am Rhein, um seine Braut heimzuführen. Die Vermählung wurde mit großer Pracht zu Coblenz gefeiert, der Bischof von Hontheim vollzog die Trauung und ein glänzendes Fest folgte derselben, denn nun es einmal soweit gekommen war, wollte die Familie sich nichts vergeben. Der Kurfürst ließ sich das junge Paar vorstellen. Wohlwollend empfing er den schönen Reiterofficier, der sich im weißen Koller, den schweren Pallasch an der Seite noch stattlicher ausnahm, als im gestickten Hofkleide bei jenem Feste zu Sayn. Johann Philipp erinnerte ihn scherzend daran, daß Er eigentlich sein Glück gemacht habe, beschenkte die anmuthige junge Frau mit einem kostbaren Schmuck und schalt sie nur, daß sie sich aus dem Rheinlande in das ferne Schlesien entführen lasse.

Damals war es noch nicht Sitte, daß neuvermählte Ehepaare flugs nach dem Segen in die weite Welt reisen, sie mußten vielmehr bei den oft lange dauernden Hochzeitfestlichkeiten aushalten und manchen nicht eben feinen Scherz ertragen. Auch Kellberg mit seiner jungen Gattin wurde das nicht erlassen und er war froh, als er endlich von den Verwandten derselben Abschied ge-

nommen hatte, um den letzten Tag in Sayn zu verleben. Madlonens Mutter hatte ihm durch Hontheim nochmals ihren Segen gesandt, ein Wiedersehen zum Abschiede aber bestimmt abgelehnt. Madlone war darüber traurig, sie hegte nun die leise Hoffnung, daß Tante Antoinette den vereinten Bitten nachgeben und mit ihnen nach Schlesien gehen werde, aber auch diese Hoffnung wurde ihr genommen. Antoinette sprach sich sanft, aber entschieden dagegen aus.

„Ueber's Jahr, Max!“ sagte Stein, um der Rührung ein Ende zu machen. „Sie wird schon kommen, sie bleibt Dir nicht aus!“ Max schnitt ihm die weitere Erklärung ab, die er schon an seinem verdächtigen Lächeln errieth, und ging dann, während die Frauen zusammen blieben, nach dem Kloster, um seinem alten kleinen Gönner noch Lebewohl zu sagen.

Dr. Gerhard war hoch erfreut, ihn wieder zu sehen; Max mußte sich zu ihm setzen und ihm all seine Erlebnisse erzählen, wobei Ohm mit seltenem Zartgefühl Alles vermied, was ihn verletzen konnte; die Erinnerung an die schöne Fremde, die ein so furchtbares Ende genommen hatte, war ihm ja selbst beunruhigend, doch fragte er zuletzt nach Junker Rynold von Rhuden, da er gehört, daß derselbe Krigesdienste genommen habe.

„Der Cornet von Rhuden ist vor vier Jahren bei

Dillenburg geblieben", antwortete Max ernst. „Unser Regiment ging vor, die Bergschotten zu unterstützen, da traf ihn ein Schuß ins Herz und warf ihn todt vom Pferde."

Als habe diese Erinnerung ihn verstimmt, nahm Max gleich darauf Abschied, und der freundliche Greis begleitete ihn noch eine Strecke. Er nannte ihn nun auch den Roland von Sayn und kam dadurch auf den Paladin Karl's des Großen, von welchem er behauptete, daß er nicht ein Burgundione von Angers, sondern ein echter salischer Franke und Graf von Engers gewesen, was sonst Angirs geheißen und daher jene Verwechselung leicht gemacht habe, wie denn auch Rolandseck noch heut für seine Ansicht zeuge; er wünschte dann, daß dem neuen Roland, seinem verehrten jungen Freunde, der Engersgau gehöre, dann würde er doch mit seiner edlen Gemahlin fein hier bleiben. Zum Schlusse kam er noch auf seine eigenen Rolandsthaten, wie er lachend sagte, und erzählte die Geschichte des Ueberfalls von Sayn, bei welchem auch er zu seinem kleinen Degen, den er bei festlichen Gelegenheiten trage, gegriffen habe, um zur Vertheidigung des Klosters zu eilen. So schied Max wieder in heiterster Laune von dem alten Herrn, der ihm seine besten Wünsche auf den Weg gab, wie sie am andern Morgen, als er mit seiner jungen Frau die

weite Reise antrat, Beiden von den Seinigen aus treuen Herzen reichlich zu Theil wurden.

Eine neue Heimath denn, ein dauerndes Glück, Du schönes Kind des Rheinlandes! Deine Väter haben unter dem Krummstabe friedlich gelebt, Deine Söhne und Enkel werden einst in dem Lande, welches das Schwert gewonnen, das Schwert führen lernen und für Deutschlands Ehre kämpfen und bluten! Die Zukunft steht in Gottes Hand.



